

Namen.

Oder: das Einfachste ist das Schwierigste.

Oder: eine Einführung in die Sprachphilosophie.

Vorlesung von Wolfgang Spohn im WS 92/93

Skriptum ausgearbeitet von Ulrike Kleemeier und Wolfgang Spohn

und hergestellt von Liisa Kurz

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorbemerkung</i>	<i>2</i>
<i>1. Warum und wozu Sprachphilosophie?</i>	<i>3</i>
<i>2. Die Teilgebiete der Sprachwissenschaft.....</i>	<i>5</i>
<i>3. Das Gricesche Programm</i>	<i>8</i>
<i>4. Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung</i>	<i>16</i>
<i>5. Russells Kennzeichnungstheorie</i>	<i>29</i>
<i>6. Der klassische Standard: Carnaps Theorie der Extensionen und Intensionen.....</i>	<i>38</i>
<i>7. Strawson über das Bezeichnen von Gegenständen</i>	<i>49</i>
<i>8. Searle über die Bedeutung von Eigennamen</i>	<i>58</i>
<i>9. Donnellans Unterscheidung referentiell und attributiv verwandter Kennzeichnungen</i>	<i>62</i>
<i>10. Kripkes Namenstheorie und die zwei Modalitäten Notwendigkeit und Apriorität</i>	<i>70</i>
<i>11. Die neue Orthodoxie: David Kaplans Charaktere</i>	<i>82</i>
<i>12. Ausblick</i>	<i>95</i>
<i>Literaturverzeichnis.....</i>	<i>99</i>

Vorbemerkung

Das Ziel dieser Vorlesung ist es, eine Einführung in die Sprachphilosophie zu geben. Dies soll anhand der folgenden Frage geschehen: Was ist die Bedeutung von Namen? Ich habe also nicht vor, sämtliche Gebiete der Sprachphilosophie zu behandeln, sondern will Ihnen vielmehr grundlegende Kenntnisse in dieser Disziplin vermitteln, indem ich eines ihrer besonders interessanten Themen in den Mittelpunkt rücke. Die Motivation für dieses Vorgehen ist diese: Gerade am Beispiel der Theorie der Namen lassen sich wesentliche Probleme und Leitfragen der Sprachphilosophie sehr gut aufrollen. Daher bietet sich eine Konzentration auf diese Thematik im Rahmen einer Veranstaltung mit einführendem Charakter geradezu an. Im übrigen gibt es wenig an systematischen einführenden Auseinandersetzungen mit der Entwicklung der Namenstheorie von den Anfängen der modernen Sprachphilosophie bis hin zu den neueren und neuesten Ansätzen.¹ Diese Vorlesung ist auch der Versuch, eben diese Entwicklung so stringent wie möglich zu rekonstruieren, um Ihnen in einem enorm wichtigen Bereich der Sprachtheorie einen Überblick und Vergleichsperspektiven zu verschaffen. Leider werden die neuesten Gedanken im abschließenden Ausblick nur noch per Verweis abgehandelt.

Bevor ich mich aber im Detail der Theorie der Namen zuwende, will ich mich zunächst mit Fragen allgemeinerer Art befassen, nämlich etwa mit diesen: Wozu Sprachphilosophie? Wie hat sie sich entwickelt? Womit beschäftigt sie sich, und was muß sie leisten? Mit diesen freilich recht kurzen Ausführungen verfolge ich den Zweck, einen begrifflichen Rahmen abzustecken, in dem auch die Philosophie der Namen ihren Ort hat. Sie sollen Ihnen die Möglichkeit geben, all das, was Sie hier oder anderswo über sprachphilosophische Themen und Problemstellungen hören, in einen größeren Zusammenhang einzuordnen.

¹ Es gibt zwei Werke, die thematisch ganz ähnlich konzipiert sind und an denen ich mich orientiert habe: erstens die sehr empfehlenswerte Anthologie von Wolf (1985), in der viele der hier besprochenen Arbeiten ins Deutsche übersetzt sind, und zweitens das als Einführung gedachte, insgesamt aber wesentlich umfangreichere und gründlichere Buch von McCulloch (1989).

1. Warum und wozu Sprachphilosophie?

Beginnen wir mit der Frage: Wozu Sprachphilosophie? Eine ganz übergeordnete Antwort lautet, daß die Sprache zu den Elementen gehört, die das sogenannte Wesen des Menschen konstituieren. Allein dieser Punkt reicht schon aus, um ein philosophisches Interesse an Sprache zu begründen. Er ist jedoch einigermaßen vage, und ich will mich hier auch nicht weiter auf ein Reden über das Wesen des Menschen einlassen. Ich ziehe es vor, die Frage nach den Gründen der Sprachphilosophie gemeinsam mit der Frage zu behandeln, wie und warum diese Disziplin entstanden ist. Beides gehört offenbar zusammen, denn wenn wir nachvollziehen können, aus welchen Motiven und Zielen heraus die Sprachphilosophie sich entwickelt hat, dann verstehen wir auch, wozu sie taugen soll.

(a) Die Sprachphilosophie ist eine junge Disziplin, die erst seit hundert Jahren mit der von Gottlob Frege eingeleiteten sogenannten sprachlichen Wende in das Zentrum philosophischer Auseinandersetzung gerückt ist. Eine wesentliche Motivation für die Hinwendung zum sprachlichen Ausdruck war, daß der jahrhundertelange Versuch in der Erkenntnistheorie, sich unmittelbar mit dem Geist zu befassen, als gescheitert empfunden wurde. Die präsprachtheoretische Philosophie ließ sich von der unausgesprochenen Überzeugung leiten, daß ihre Kernbegriffe, wie "Idee", "Vorstellung", "Gedanke", der Erkenntnis auf direkte Weise zugänglich seien.² Daß die durch solche Ausdrücke bezeichneten Entitäten nur durch das Medium der Sprache faßbar werden, ist der Leitgedanke jener Autoren, welche die Sprachphilosophie im modernen Sinn begründen. Das Interesse dieser Philosophen an einer Analyse von Sprache zielt auf eine *Fortsetzung der Erkenntnistheorie mit anderen Mitteln*. Mit dieser Zielvorstellung ist die Sprachphilosophie vom Zeitpunkt ihrer Entstehung an verknüpft.

(b) Ein weiterer Punkt, der von Anfang an mit der Sprachphilosophie assoziiert ist, ist eine massive Skepsis gegenüber sogenannten "privaten" Gegenständen, welche häufig mit dem Stichwort "*Antipsychologismus*" benannt wird. Die traditionelle Philosophie führt häufig zu psychologisierenden Beschreibungen der Struktur des menschlichen Geistes. Demgegenüber sollte durch eine Konzentration auf Sprache als *intersubjektivem* Medium solche Psychologismen vermieden und zugleich die Unzulänglichkeit einer sich bloß auf das einzelne Subjekt konzentrierenden Erkenntnistheorie demonstriert

² S. etwa so ziemlich alle großen Philosophen der Neuzeit von Descartes bis Kant. Ein besonders schönes Beispiel liefert Locke (1689), dessen Sprachphilosophie das gesamte 4. Buch umfaßt, jedoch direkter und nachgerade trivialer Ausfluß seiner zuvor entwickelten Ideenlehre ist.

werden.

(c) Eine entscheidende Intention der Sprachphilosophie war und ist es, *philosophische Wahrheitsansprüche* besser einlösbar und somit die Philosophie mit wissenschaftlichen Interessen besser kompatibel zu machen. Die Frage, wie Wahrheit im Bereich der Philosophie begründet werden kann, ist durchaus schwierig zu beantworten. Pauschal läßt sich sagen, daß den empirischen Wissenschaften Überprüfungsöglichkeiten durch *Erfahrung* zur Verfügung stehen, während die Philosophie anscheinend nicht auf Empirie zurückgreifen kann. Wie also werden philosophische Fragen entschieden? Die sprachphilosophische Antwort auf dieses Problem lautet: nur durch sorgfältigen und kontrollierbaren Gebrauch des einzigen Mediums, das sie hat, nämlich der Sprache. Die Reflexion auf das eigene Medium, die Klärung dessen, worin solcher Gebrauch besteht, ist daher eine weitere zentrale Aufgabe der Sprachphilosophie.

Halten wir hauptsächlich die drei genannten Punkte als zentrale Motive der Sprachphilosophie fest: (a) Fortsetzung der Erkenntnistheorie mit anderen Mitteln; (b) Überwindung des Psychologismus; (c) Ermöglichung der Einlösung von Wahrheitsansprüchen in der Philosophie.

Ich will nicht versäumen zu erwähnen, was vielleicht der wichtigste objektive Grund dafür ist, daß die Sprachphilosophie entstehen konnte, und warum ihre Entwicklung erst vor ca. 100 Jahren einsetzte und nicht früher. Der Grund ist darin zu sehen, daß im 19. Jahrhundert eine enorme Bewegung in die *Logik* gekommen ist, nachdem diese über Jahrtausende ausschließlich von der aristotelischen Syllogistik beherrscht worden war. Die Bewegung kulminiert in Frege (1879), der die Prädikatenlogik in ihrer heutigen Gestalt begründet hat. Nun gehen der Prozeß der logischen Revolution und die Entstehung der Sprachphilosophie Hand in Hand und dies ist natürlich nicht zufällig. Eine Erweiterung und Verbesserung des Instrumentariums der Logik, die von je her als Paradigma der Argumentationstheorie galt, mußte zwangsläufig eine Vergrößerung der sprachphilosophischen Kapazitäten nach sich ziehen. Man kann sagen, daß erst jene Umwälzung, welche die Logik im 19./20. Jahrhundert erfährt, die Mittel entstehen läßt, um die erwähnten sprachphilosophischen Intentionen in die Tat umzusetzen.

2. Die Teilgebiete der Sprachwissenschaft

Wenden wir uns nach diesem kleinen historischen Überblick über Gründe und Motive der Sprachphilosophie jetzt der eher systematischen Frage zu, womit sich Sprachphilosophie eigentlich beschäftigt und was sie leisten muß. Zu diesem Zweck will ich Ihnen zunächst ein klassisches Schema der *Sprachwissenschaft* vorstellen, der man die *Sprachphilosophie* als einen Teil unterordnen kann. Die Sprachwissenschaft besteht aus folgenden Bereichen: (a) Phonologie, (b) Morphologie, (c) Syntax, (d) Semantik und (e) Pragmatik.

Die *Phonologie* untersucht die Lautgestalt einer Sprache und die *Morphologie* die Formen und Strukturen von Wörtern und ihren Teilen. In der *Syntax* geht es um größere Einheiten als Phoneme und Morpheme. Dort wird die *Grammatik* einer Sprache erforscht, d.h. ihre Regeln der korrekten Satzbildung; hierbei geht es nur um Beziehungen der Zeichen untereinander. Die *Semantik* hat die *Bedeutung* der sprachlichen Zeichen zum Gegenstand; hier geht es darum, wie sich sprachliche Zeichen auf die Welt beziehen. Die *Pragmatik* setzt schließlich die interpretierten, bedeutungstragenden sprachlichen Zeichen mit den *Sprachbenutzern* in Beziehung, indem sie sich z.B. mit solchen Dingen wie Sprecherintentionen, Sprechakten und Wirkungen von solchen und vielem anderen befaßt.³ Allerdings will ich an dieser Stelle gleich sagen, daß sich auch die Semantik höchstwahrscheinlich nicht losgelöst von Sprechern betreiben läßt und daß daher die so gezogene Unterscheidung von Semantik und Pragmatik problematisch ist. In der Tat ist diese Unterscheidung mittlerweile recht schillernd geworden; es finden sich eine ganze Reihe verschiedener Grenzziehungen zwischen Semantik und Pragmatik.⁴

Zusätzlich zu dieser Fünfteilung der einzelnen Themenbereiche der Sprachwissenschaft will ich noch zwei Unterscheidungen erwähnen, die sich eher auf die Art und Weise beziehen, in der Sprachwissenschaft betrieben werden kann. Man kann Sprache *synchron* oder *diachron* erforschen. Die synchrone Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit einem gegebenen Zustand einer Sprache. Dagegen untersucht die diachronische Sprachwissenschaft die Veränderung einer Sprache; ein phonologisches Beispiel liefert die Theorie der Lautverschiebung. Ferner kann die Sprachwissenschaft in Bezug auf *einzelne* Sprachen oder auch in *komparativer* oder in *universeller* Gestalt betrieben

³ Diese klassische Dreiteilung von Syntax, Semantik und Pragmatik wurde von Morris (1946) eingeführt.

⁴ Eine gute Einführung in die fünf Gebiete der Sprachwissenschaft liefern Grewendorf et al. (1987).

werden; letzteres heißt, daß man auch verschiedene Sprachen im Vergleich untersuchen oder sogar nach Strukturen forschen kann, die allen Sprachen gemeinsam sind. Als paradigmatisches Beispiel für letzteres Vorgehen ist Noam Chomskys Programm einer *Universalgrammatik* zu nennen.⁵

Wo ist nun der Ort der Sprachphilosophie in den bisherigen Ausführungen? Nun, philosophisch interessant an den sprachwissenschaftlichen Teilgebieten sind die *Semantik* und die *Pragmatik*, und zwar in ihrer universellen Form und nicht auf eine bestimmte einzelne Sprache bezogen. Das sprachphilosophische Interesse zielt nämlich auf eine allgemeine Bedeutungstheorie. Doch was genau macht dieses Interesse aus? Wonach fragt man, wenn man sich mit dem Bedeutungsbegriff auseinandersetzt? Ziehen wir ein simples Beispiel heran. Was bedeutet etwa der Satz "der Hörsaal ist voll"? Die Antwort auf diese Frage klingt zunächst erstaunlich trivial: Dieser Satz bedeutet, daß der Hörsaal voll ist - das scheint die beste oder angemessenste Antwort auf diese Frage zu sein. Analog dazu scheint auch die mit der Bedeutungstheorie untrennbar verknüpfte Wahrheitstheorie nur aus Trivialitäten zu bestehen. Nach der von Alfred Tarski begründeten Wahrheitsdefinition ist z.B. der Satz "der Hörsaal ist voll" genau dann wahr, wenn der Hörsaal voll ist.⁶ Was an Tarskis Wahrheitstheorie interessant ist, ist nicht einfach oder schnell zu sagen. Aber es sei angemerkt, daß es, so banal dies klingen mag, Tarski damit u.a. als erstem gelang, eine klare Unterscheidung zwischen Wahrheit und Beweisbarkeit in der Mathematik zu ermöglichen. In der traditionellen Philosophiegeschichte ging es bei Wahrheit nämlich primär um die epistemologische Frage: Wie finden wir heraus, ob ein Satz wahr ist? Die Folge war eine Konfusion von Wahrheit und Beweisbarkeit, was die Mathematik betrifft. Nun gibt es aber wahre mathematische Aussagen, die nicht beweisbar sind. Erst durch die Tarskische Wahrheitstheorie kann diesem Faktum Rechnung getragen werden.

Dieser Punkt ist freilich voraussetzungsreich, bezieht sich auf die Mathematik und wird sprachphilosophisch Interessierten nicht direkt nachvollziehbar sein. Der erste Eindruck bei der Konfrontation mit Tarskis Wahrheitsbegriff und dem damit unmittelbar verknüpften Begriff der Bedeutung ist sicherlich der erwähnte, nämlich daß es sich hier um lauter Trivialitäten handelt. Ich will bei ihnen auch nicht stehen bleiben, sondern einen Weg bestreiten, auf dem so klar wie möglich wird, was den Witz einer Bedeutungstheorie ausmacht und was eine solche zu leisten hat. Am besten läßt sich das Bedeutungsproblem anhand einer exotischen Urwaldsprache illustrieren. Deren Bedeutungen sind

⁵ Vgl. Chomsky (1965) und (1986).

⁶ Klassisches Tarski-Beispiel: "Schnee ist weiß" ist wahr genau dann, wenn Schnee weiß ist. Vgl. Tarski (1935).

uns nicht wie selbstverständlich gegeben, so daß wir nur noch Trivialitäten darüber aussagen können. Vielmehr verstehen wir sie nicht im geringsten, und wir müssen uns ihre semantische Interpretation, d.h. eine Bedeutungstheorie für sie erst noch erarbeiten. In dieser Situation ist man als linguistischer Feldforscher immer wieder, und die Schwierigkeit, die zu lösen ist, ist das *Problem der Urübersetzung*, nämlich das Problem der allerersten Übersetzung einer völlig fremden Sprache in die eigene.⁷ Wenn man sich auseinandersetzt, was alles zur Lösung dieses Problems zu tun ist, so kann man am allerbesten ermessen, was alles in einer Bedeutungstheorie involviert ist. Deshalb sollten Sie, zumindest zu Veranschaulichungszwecken, im folgenden an eine solche Sprache und an eine solche Situation denken.

⁷ Der Klassiker zum Thema "Urübersetzung" ist Quine (1960), Kap. II.

3. Das Gricesche Programm

Mein Ziel in diesem Abschnitt ist es, Ihnen einen *5-Stufen-Aufbau* zu präsentieren, der häufig als "*Gricesches Programm*" bezeichnet wird, weil er ursprünglich von Paul Grice konzipiert worden ist.⁸ Dieses Schema läßt sich als eine Antwort auf das Problem der Urübersetzung verstehen und ist daher besonders gut dazu geeignet zu verdeutlichen, was eine Bedeutungstheorie alles leisten muß. In der Tat finden fast alle sprachphilosophischen Aktivitäten in diesem Rahmen ihren Ort, so daß er, wie ich hoffe, Ihnen umso nützlicher wird, je mehr Sie über Sprachphilosophie erfahren.

Zwei Vorbemerkungen darüber, was ich *nicht* vorhabe, sind vorher angebracht. Erstens: Zum Problem der Urübersetzung läßt sich vieles sagen. Die Auseinandersetzung mit diesem Problem hat Quine zu der Schlußfolgerung geführt, daß Bedeutung empirisch gar nicht festgelegt werden kann, daß es so etwas wie Bedeutungstatsachen nicht gibt. Bekannt geworden ist diese Schlußfolgerung unter dem Schlagwort "Unbestimmtheit der Übersetzung". Diese Thematik, mit der Quine die Diskussion um das Problem der Urübersetzung vor allem geprägt hat, soll hier nicht berücksichtigt werden.⁹ Zweitens: Der begriffliche Rahmen, den die Gricesche Stufentheorie bereitstellt, wäre, denke ich, zwar vor 12-15 Jahren von allen Sprachphilosophen in ähnlicher Weise beschrieben worden; doch ist mittlerweile klar geworden, daß diese Stufentheorie schwere Probleme hat und womöglich grundsätzlich zu revidieren ist. Die diesbezüglichen Argumente sollen hier ebenfalls nicht behandelt werden, so daß es also in meiner Darstellung bei dem Bild von vor 15 Jahren bleibt.¹⁰ Dies ist zulässig und sogar empfehlenswert, weil Alternativen oder Verbesserungen des Griceschen Programms sich jedenfalls noch an ihm zu orientieren hätten und weil sich aus ihnen eine neue Orthodoxie noch nicht herausgeschält hat, sondern im Gegenteil m.E. noch völlig im Nebel liegt.

Ich will nun mit der Erläuterung des 5-Stufen-Schemas beginnen. Die zu beschreibende, möglicherweise völlig fremde Sprache - sie heiße *L* - wollen wir die *Objekt-sprache* nennen; die Sprache, in der wir sie beschreiben, heiße die *Metasprache*, welche in unserem Fall das Deutsche ist. Beginnen wir mit Stufe 5, auf der das abstrakteste

⁸ Der Kern der Griceschen Überlegungen findet sich in Grice (1957).

⁹ Vgl. wiederum Quine (1960), Kap. II.

¹⁰ Wie gleich klar werden wird, spielen die sogenannten propositionalen Einstellungen für das Gricesche Programm eine zentrale Rolle. Das Programm ist aber hinsichtlich dieser propositionalen Einstellungen naiv, und daran setzt die Kritik an - in voller Schärfe erstmals in Burge (1979); vgl. dort insbes. Abschn. 4.

sprachphilosophische Geschäft stattfindet, nämlich die Entwicklung einer *rekursiven Semantik* für unsere Sprache L . In diesem Stadium geht es darum - um es möglichst neutral zu sagen -, den semantischen Wert der Zeichen von L zu beschreiben. Eine rekursive Semantik gibt endlich viele Regeln dafür an, wie der semantische Wert von komplexen Ausdrücken aus den semantischen Werten von einfacheren Ausdrücken bestimmt werden kann. Sie verfährt dabei ganz analog zur *Syntax*, welche die grammatischen Regeln beschreibt, nach denen in einer Sprache komplexe Ausdrücke aus einfachen Ausdrücken aufgebaut sind. In beiden Fällen muß es sich um endlich viele Regeln handeln, da wir offensichtlich keine unendlich vielen Regeln lernen und beherrschen können. Das Prinzip, auf dem eine rekursive Semantik aufbaut, ist folgendes: Der semantische Wert eines komplexen Ausdrucks ist eine Funktion der semantischen Werte seiner Teilausdrücke.¹¹ In Übereinstimmung mit diesem Grundsatz erklärt eine rekursive Semantik schrittweise¹², wie sich Komplexes aus Einfachem zusammensetzt.¹³

Wie sieht nun eine rekursive Semantik für unsere Sprache L aus? Um es nicht zu kompliziert zu machen, wollen wir voraussetzen, daß L sehr einfach ist und als Vokabular nur Namen (z.B. "Anna", "Berta"), einstellige Prädikate (z.B. "schläft", "ist groß"), die beiden Junktoren "und" und "nicht" (besser noch: "es ist nicht der Fall, daß ...") und schließlich die Zeichen "(" und ")" enthält.¹⁴ Wir führen nun eine Funktion f ein, die den Ausdrücken von L semantische Werte zuordnet. Es handelt sich somit um eine Funktion *von* Ausdrücken *in* semantische Werte dieser Ausdrücke. Im einzelnen sehen die durch f vorgenommenen Zuordnungen folgendermaßen aus:

Der Wert von f für einen Namen " a " als Argument ist das durch " a " bezeichnete Objekt, so daß $f("a") = a$. (Beispiel: $f("Anna") = Anna$. Der Wert von f für ein einstelliges Prädikat " F " als Argument ist die Menge der Gegenstände, auf die " F " zutrifft, so daß $f("F") =$ die Menge aller x mit F (Beispiel: $f("schläft") =$ die Menge aller schlafenden

¹¹ Semantische Werte sollen also genau das sein, was eine rekursive Semantik sprachlichen Ausdrücken zuordnet. Sie sind also so etwas wie Bedeutungen, auf diesen scharf umrissenen theoretischen Zweck hin ausgerichtet. Nur nennt man sie besser nicht Bedeutungen, da letztere vieldeutig und -schichtig sind.

¹² "Rekursiv" heißt ungefähr "nach und nach" oder "schrittweise".

¹³ Eine rekursive Semantik für natürliche Sprachen bzw. interessanten Ausschnitten daraus hat zum ersten Mal Richard Montague entwickelt. Seine diesbezügliche Theorie ist unter dem Namen "*Montague-Grammatik*" bekannt. S. hierzu Montague (1974) und Link (1979). Für formale Sprachen gab es eine solche Semantik schon seit Tarski (1935); in der Tat liegt der Witz der Tarskischen Wahrheitstheorie gerade in ihrer Rekursivität.

¹⁴ Die Klammern gehören natürlich nicht zum semantischen Vokabular, d.h. wir können ihnen offensichtlich keinen semantischen Wert zuordnen.

Gegenstände).

Der Wert von f für einen Satz " Fa " als Argument, der aus einem Namen " a " und einem einstelligen Prädikat " F " zusammengesetzt ist, ist eine der beiden Wahrheitswerte "wahr" und "falsch". Er ist "wahr", wenn $f("a")$ in $f("F")$ liegt. Also: $f("Fa") = \text{wahr}$, wenn $f("a")$ in $f("F")$ liegt. Sonst ist der Wert "falsch". (Beispiel: $f("Anna \text{ schläft} ") = \text{wahr}$, wenn $f("Anna")$ in $f("schläft")$ liegt. Der Witz dabei ist, daß sich der semantische Wert des durch Prädikation entstandenen komplexen Ausdrucks " Fa " aus den semantischen Werten seiner Teile " F " und " a " funktional ergibt.

Der Wert von f für einen Satz "Es ist nicht der Fall, daß Fa " ist entweder wahr oder falsch. Er ist wahr, wenn $f("Fa")$ falsch ist. Sonst ist er falsch. Also: $f("es \text{ ist nicht der Fall, daß } Fa") = \text{wahr}$, wenn $f("Fa") = \text{falsch}$. (Beispiel: Der Wert von $f("es \text{ ist nicht der Fall, daß } Anna \text{ schläft} ") = \text{wahr}$, wenn $f("Anna \text{ schläft} ") = \text{falsch}$. Wiederum bestimmt sich der semantische Wert des komplexen Satzes aus dem des Teilsatzes.

Der Wert von f für zwei durch "und" verbundene Sätze " Fa " und " Gb " ist wahr, wenn $f("Fa") = f("Gb") = \text{wahr}$. Sonst ist er falsch. Also: $f("Fa \text{ und } Gb") = \text{wahr g.d.w. } f("Fa") = f("Gb") = \text{wahr}$. (Beispiel: $f("Anna \text{ ist groß und } Berta \text{ schläft} ") = \text{wahr g.d.w. } f("Anna \text{ ist groß} ") = f("Berta \text{ schläft} ") = \text{wahr}$). Wiederum liegt mit den semantischen Werten der Teilsätze auch der des damit gebildeten komplexen Satzes fest.

Dies ist ein rudimentäres Modell für eine rekursive Semantik. Als semantische Werte haben wir Individuen, Mengen von Individuen und die beiden Wahrheitswerte. In der Terminologie des späteren Abschnitts 6 sind semantische Werte so weit also bloß *Extensionen*, die Bedeutungen im intuitiven Sinne noch durchaus unähnlich sind. In der Tat wird im Hauptteil dieser Vorlesung unser Bild von semantischen Werten immer komplizierter werden, aus Gründen heraus, die ich nach und nach entwickeln will. Im Moment ging es aber nur um die Illustration des rekursiven Charakters einer abstrakten Bedeutungstheorie und dazu reichen die einfachen Extensionen völlig hin.

Nun habe ich die abstrakteste Stufe zuerst dargestellt, und es mag so scheinen, als habe all dies herzlich wenig mit dem realen Verhalten von Sprechern unserer Sprache L zu tun. Dies ist jedoch ein Irrtum. Der Anspruch des 5-Stufen-Programms ist ein *empirischer*, was heißen soll, daß jede Theorie, die auf Stufe 5 entwickelt wird, durch Aussagen auf der Erfahrungsebene belegbar sein muß.¹⁵ Solche Aussagen liefert uns die *1. Stufe*. Was dort versammelt werden soll, ist also eine Menge von *Verhaltensbeschreibungen*, eine Menge von Aussagen über das Verhalten der Menschen der L sprechenden Sprachgemeinschaft G natürlich einschließlich ihres Sprachverhaltens und über die

¹⁵ Das ist der Kern aller Methodologien der empirischen Wissenschaften.

Umgebung dieser Menschen. Diese Stufe ist unbedingt notwendig, denn daß bestimmte Laute sich auf bestimmte Dinge beziehen, kann letztlich nur aus dem *Verhalten* von Personen in ihrer Umgebung erschlossen werden. Überprüfbar sind die abstrakten Aussagen von Stufe 5 mithin schließlich nur anhand der empirischen Verhaltensbeschreibungen von Stufe 1.

Aber wie gelangen wir nun von der untersten zur obersten Stufe? Direkt ist diese Verbindung nicht herzustellen; selbstverständlich benötigen wir Zwischenstadien, die ich jetzt erläutern werde. Auf der 2. *Stufe* wird eine *psychologische Theorie* über die Sprachgemeinschaft *G* erstellt, welche insbesondere Beschreibungen der *propositionalen Einstellungen* der Sprecher enthält. Propositionale Einstellungen sind alle psychischen Zustände, die mithilfe eines Verbs und eines Daß-Satzes beschrieben werden können. Besonders wichtig sind hierbei Zustände des *Wünschens* und *Glaubens*, von denen erstere durch Sätze der Art "*a* wünscht, daß *p*" und letztere durch Aussagen der Form "*a* glaubt, daß *p*" formuliert werden. Nur mit einer theoretischen Erfassung dieser Zustände und der für sie geltenden Gesetze besteht Aussicht darauf, die Vielfalt der auf der 1. Stufe versammelten Tatsachen einer Erklärung und Systematisierung zuzuführen. Darum sind Motivations- und Kognitionspsychologie prominente Teilgebiete der Psychologie; und auf einer formalen Ebene ist es gerade die Entscheidungstheorie, die diese Zustände theoretisch am besten erfaßt und daher zur Grundlagentheorie von formaler arbeitenden Gebieten der Humanwissenschaften wie etwa den Wirtschaftswissenschaften avanciert ist.¹⁶

Auf der 3. *Stufe* wird eine *Theorie der subjektiven Äußerungsbedeutung* entwickelt. Die subjektive Bedeutung einer Äußerung zerfällt in zwei Aspekte, wenn wir zwischen dem *Sprecher* und dem *Hörer* der Äußerung unterscheiden. Für den Sprecher ist die Bedeutung einer Äußerung das, was er *meint*, wenn er diese Äußerung tut, und für den Hörer besteht die Bedeutung in dem, was er *versteht*, wenn er die Äußerung hört. Man kann also auch sagen, daß es auf der Ebene der 3. Stufe um eine Analyse von *subjektivem Verstehen und Meinen* innerhalb einer Sprachgemeinschaft geht.

Der springende Punkt ist, daß sich beides mithilfe der auf der 2. Stufe schon eingeführten und behandelten propositionalen Einstellungen erläutern läßt. Das Verstehen ist einfacher: wie ein Hörer eine Äußerung versteht, zeigt sich genau darin, zu welchen Überzeugungen er aufgrund dieser Äußerung gelangt. Mit dem Meinen ist es schwieriger: Wenn ein Sprecher mit einer Äußerung etwas meint, so wünscht er, daß der Hörer etwas glaubt, und glaubt, daß seine Äußerung ein geeignetes Mittel ist, den Hörer dazu

¹⁶ Schöne Einführungen in die Entscheidungstheorie liefern Raiffa (1968) und Jeffrey (1965).

zu bringen; das Gemeinte ist dann das, wovon er den Hörer überzeugen will. Das Meinens besteht also immer in propositionalen Einstellungen über propositionale Einstellungen, und deshalb nimmt sich die Beschreibung des Meinens komplizierter aus als die des Verstehens. Diese Kompliziertheit beeinträchtigt aber nicht den entscheidenden Punkt: nämlich daß hier auf der 3. Stufe die ersten bedeutungstheoretischen Begriffe allein auf der psychologischen Grundlage der 2. Stufe eingeführt sind. Grices Verdienst ist es, die Wichtigkeit dieses Übergangs erkannt und erstmals einen Vorschlag zu seiner konkreten Ausgestaltung gemacht zu haben.¹⁷

Nun zur *Stufe 4*: Diese ist ein weiterer wichtiger Schritt zur 5. Stufe. Auf der 5. Stufe wollen wir die *objektive* Bedeutung der *Ausdrücke* der Sprache *L* beschreiben. Auf der 3. Stufe haben wir aber erst die *subjektiven Äußerungsbedeutungen* beschrieben. Auf der 4. Stufe schieben wir nun die *intersubjektive konventionale Äußerungsbedeutung* dazwischen. Das heißt: Zunächst einmal sind auf dieser Stufe all die Regelmäßigkeiten festzustellen, die sich in den vielen Äußerungen in der Sprachgemeinschaft *G* und darin, was mit ihnen gemeint ist und wie sie verstanden werden, finden. Die Stabilität dieser Regelmäßigkeiten läßt sich nur über ihren konventionalen Charakter erklären. Auf der 4. Stufe beschreiben wir also *Sprachkonventionen*, die sagen, wie die Sprache *L* *korrekt* zu verwenden ist, wie Äußerungen in der Sprache *L* *richtig* zu verstehen sind.¹⁸ Wie nun schließlich die 4. mit der 5. Stufe in Verbindung zu setzen ist, ist nicht leicht zu sagen. Es gibt eine Reihe partieller Antworten.¹⁹ Der einzige umfassende Vorschlag, den ich kenne, stammt von David Lewis²⁰, den zu erläutern hier zu weit führen würde. Die Differenz, die es noch zu überbrücken gibt, ist die folgende: Auf der 5. Stufe werden den Ausdrücken und Sätzen der Sprache *L* selbst Bedeutungen zugeschrieben, während es auf der 4. Stufe Äußerungen sind, denen Bedeutungen zukommen. In der Gemeinschaft *G* werden in erster Linie ganze Sätze von *L* geäußert, aber eben jeweils in einem bestimmten Kontext. Dies weist aber auch schon einen Weg: Was wir einem Satz von *L* auch schon auf der 4. Stufe zuordnen können, ist sein *Äußerungsbedeutungspotential*, d.h. seine Fähigkeit, in diesem Kontext diese, in jenem Kontext jene Äuße-

¹⁷ S. zu diesem Thema vor allem Meggle (1979). In diesem Band finden sich die wichtigsten Aufsätze von Grice in deutscher Übersetzung.

¹⁸ Die einflußreichste Theorie über Sprachkonventionen ist die *Sprachakttheorie*. S. hierzu Austin (1956). Austin hat mit diesem Buch die Sprechakttheorie initiiert. S. aber auch Lewis (1969); Lewis analysiert darin mit spieltheoretischen Mitteln den Konventionsbegriff und wendet diese Analyse dann auf Sprachkonventionen an. S. schließlich auch von Savigny (1980).

¹⁹ Dazu gehört sicherlich Grices Theorie der sogenannten konventionalen und konversationalen Implikaturen; vgl. Grice (1975).

²⁰ S. Lewis (1969), insbes. Kap. V.

rungsbedeutung zu haben, etc. Und dieses Äußerungsbedeutungspotential von Sätzen läßt sich nun vielleicht in die auf der 5. Stufe formulierte rekursive Semantik einbetten. So weit ist das aber nur eine Idee. Schwierig wird es, wie gesagt, wenn es darum geht, diese Einbettung konkret zu spezifizieren.

Fassen wir also das Gricesche Programm noch einmal tabellarisch zusammen:

Das Gricesche Programm

5. Stufe:	Rekursive Semantik der Sprache L
4. Stufe:	Eine Theorie der konventionalen Äußerungsbedeutung
3. Stufe:	Eine Theorie der subjektiven Äußerungsbedeutung
2. Stufe:	Eine psychologische Theorie über die propositionalen Einstellungen der Mitglieder von G
1. Stufe:	Aussagen über das Verhalten der Mitglieder von G und ihre Umgebung

Ich will noch einmal betonen, wie dieser Stufenaufbau genau zu begreifen ist. Es handelt sich hierbei nicht um einen phylogenetischen Aufbau, der eine evolutionäre Abfolge des Auftretens immer höherer Stufen beschriebe.²¹ Es handelt sich auch nicht um einen ontogenetischen Aufbau, der die entwicklungspsychologische Reihenfolge des Erwerbs der verschiedenen Stufen durch das lernende Subjekt beschriebe.²² Schließlich handelt es sich auch nicht um einen heuristischen Aufbau; die zeitliche Reihenfolge, in der wir etwa in der Situation der Urübersetzung die Dinge herausfinden, ist durch das 5-Stufen-Schema nicht vorgegeben. Vielmehr handelt es sich um eine *begrifflich-konfirmatorische* Reihenfolge. Der entscheidende Punkt ist, daß alles, was auf Stufe 5 gesagt wird, durch die Aussagen auf Stufe 1 belegt werden kann. Dieser *Bestätigungszusammenhang* soll durch den Stufenaufbau geliefert werden. Der tatsächliche heuristische Weg des Herausfindens ist davon unabhängig.

Zuletzt will ich die Nützlichkeit des Griceschen Programms noch mit einigen Be-

²¹ Manchmal wird der Stufenaufbau aus rein didaktischen Gründen evolutionär erzählt. S. etwa Bennett (1976), der die insgesamt umsichtigste Durchführung des Stufenaufbaus liefert.

²² Wiederum nur aus didaktischen Gründen gibt allerdings Quine in (1974) seiner Sprachphilosophie diese Form.

merkungen zum *hermeneutischen Zirkel* verdeutlichen. Der Stufenaufbau ist nämlich wesentlich ein Versuch, diesem Zirkel zu entgehen. Der hermeneutische Zirkel ist ein Spezialfall eines *Erkenntniszirkels*. Ein solcher liegt gerade dann vor, wenn man, um *A* zu erkennen, erst *B* erkennen muß, aber *B* nur erkennen kann, wenn man bereits *A* erkannt hat. Die speziellen Erkenntnisleistungen, um die es im hermeneutischen Zirkel geht, liegen eben im Sprachverstehen.

Hermeneutische Probleme haben wir bei der Analyse der alltäglichen Sprache sicherlich dauernd und von Anfang an. Die sprachphilosophische Behauptung, daß diese Probleme eine unauflösbar zirkelhafte Struktur annähmen, findet sich in drei Varianten: (a) Es gibt ein scheinbar zirkuläres Verhältnis zwischen zwei gleichermaßen wichtigen plausiblen semantischen Prinzipien, dem *Kompositionalitätsprinzip* einerseits und dem *Kontextprinzip* andererseits. Ersteres besagt, daß die Bedeutung von komplexen Ausdrücken, insbesondere von Sätzen, eine Funktion der Bedeutung von deren Teilen ist. Letzteres behauptet, daß sich die Bedeutung eines Wortes erst aus dem Satzzusammenhang ergibt. Beide Prinzipien bewerten das Verhältnis von *Wortsemantik* und *Satzsemantik* unterschiedlich. Im einen Fall gilt die Wortbedeutung als primär, im anderen Fall die Satzbedeutung. Will man beide Prinzipien akzeptieren, so scheint man in einen hermeneutischen Zirkel zu geraten. Nach dem Kompositionalitätsprinzip läßt sich ein sprachliches Ganzes nur über dessen Teile verstehen, und nach dem Kontextprinzip verstehen wir die Teile nur, wenn wir das Ganze verstanden haben. Unser 5-Stufen-Schema löst den drohenden Zirkel zwischen diesen beiden Prinzipien dadurch auf, daß es die zwei Prinzipien einfach auf verschiedene Stufen bezieht. So geht die rekursive Semantik auf Stufe 5 nach dem Kompositionalitätsprinzip vor. Dagegen geht es auf Stufe 3 und Stufe 4 nur um die Bedeutung von ganzen Äußerungen. Der Zirkel wird also dadurch umgangen, daß die besagten Grundsätze zwar beide als relevant angesehen werden, ihre Anwendung aber auf verschiedene Ebenen verteilt wird.

(b) Eine Zirkelgefahr gibt es auch zwischen der *grammatischen* und der *psychologischen* Auslegung einer Sprache²³, und das Stufenschema eliminiert diese Gefahr auf ähnliche Weise wie in (a). Nach der psychologischen Auslegung müssen wir, um die Bedeutung eines Satzes zu verstehen, den *Kontext* der Äußerung dieses Satzes kennen. Die grammatische Analyse geht aber davon aus, daß die Bedeutung eines Satzes sich aus dessen Grammatik ergibt, die wir *vor* allen Äußerungskontexten verstehen müssen. Nach dem Griceschen Schema liegt hier gleichfalls kein echter Zirkel vor, weil sich beide Herangehensweisen wieder auf verschiedene Stufen innerhalb des Beschrei-

²³ S. etwa Schleiermacher (1959), *der Klassiker der Hermeneutik*.

bungsprogramms einer Sprache beziehen. Mit der Grammatik befaßt sich die Stufe 5, während die psychologische Analyse sich auf den Ebenen 2 und 3 vollzieht.

(c) Schließlich wurde behauptet, daß es einen gewissen Zirkel auch zwischen *Glauben* und *Meinen* gibt.²⁴ Um herauszufinden, was Leute glauben, muß man wissen, was sie meinen, aber eben auch vice versa. Das heißt, um die Überzeugungen von Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft zu ermitteln, muß man verstehen, was sie mit bestimmten Äusserungen meinen, aber um zu verstehen, was sie meinen, muß man ihre Überzeugungen kennen. Dieser Zirkel wird durch den Stufenaufbau deshalb vermieden, weil hier davon ausgegangen wird, daß eine Gemeinschaft Überzeugungen nicht nur durch Reden zum Ausdruck bringen kann, sondern auch durch *Handeln* oder *Verhalten*. Wäre das Reden der einzige Zugang zu Überzeugungen, so wäre die Zirkularität unausweichlich. Auf der Stufe 2 ist aber unsere Beschreibungsgrundlage für Glaubensinhalte das Verhalten von Personen einer Sprachgemeinschaft, und erst auf der Stufe 3 sind Äußerungen unsere Ermittlungsbasis.

Hiermit ist mein allgemeiner Überblick über die Inhalte und Aufgaben einer Sprachtheorie beendet. Ich will nun noch kurz eine Einordnung des thematischen Programms dieser Vorlesung in das Stufenschema vornehmen. Wir werden uns im folgenden erstens ausschließlich auf der 5. *Stufe* bewegen und zweitens dort nur über die einfachste Sorte von Ausdrücken reden, hauptsächlich über *Namen*. Zwar werden wir uns nicht nur mit Namen befassen, sondern mit der breiteren Kategorie der *Gegenstandsbezeichnungen*, zu denen die Eigennamen, die Kennzeichnungen, die Demonstrativpronomina und die Pronomina im allgemeinen zu zählen sind, aber primär wird es um die Frage gehen: Wie ist die Bedeutung von Namen im Rahmen einer rekursiven Semantik angemessen zu beschreiben?

²⁴ S. vor allem Davidson (1984), insbes. die Aufsätze 3, 7, 9 und 10.

4. Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung

Wenden wir uns nunmehr dem eigentlichen Thema der Vorlesung und damit konkreteren Problemen zu. Das Problem, das uns in allem weiteren beschäftigen soll, lautet ganz allgemein: Wie läßt sich das Projekt einer rekursiven Semantik realisieren? Diese Frage soll hier nicht generell diskutiert werden, sondern schwerpunktmäßig in Bezug auf *Gegenstandsausdrücke*, nämlich Eigennamen (nicht komplexe Gegenstandsbezeichnungen wie z.B. "Hans" oder "Berlin"), Kennzeichnungen (zusammengesetzte Gegenstandsbezeichnungen mit bestimmtem Artikel wie z.B. "der gegenwärtige Premierminister von England"), Demonstrativpronomina (Gegenstandsbezeichnungen, die typischerweise mit einer Zeigegeste verknüpft werden können, wie z.B. "dies") und anaphorische Pronomina (die auf frühere Textteile zurückverweisen). Wir müssen allerdings auch *Prädikate* und *Sätze* betrachten. (Unter einem Prädikat ist der Ausdruck zu verstehen, der übrig bleibt, wenn wir eine Gegenstandsbezeichnung aus einem Satz entfernen. Wenn man z.B. aus dem Satz "Dresden ist eine schöne Stadt" den Namen "Dresden" eliminiert, so bleibt der Ausdruck "ist eine schöne Stadt" übrig, und dieser ist ein Prädikat.) Dies ist nötig, weil wir die Erfordernisse der semantischen Rekursion ja nur an komplexen Ausdrücken studieren können; und die wichtigsten komplexen Ausdrücke sind eben Sätze, die aus Prädikaten und Gegenstandsbezeichnungen gebildet sind. Natürlich gibt es einfache und komplexe Ausdrücke noch anderer syntaktischer Kategorien, deren Bedeutung rekursiv zu erklären wäre; doch mögen uns die drei genannten Kategorien, für die sich die Philosophen von jeher am meisten interessiert haben, genug sein. Im folgenden werde ich referieren, was einzelne Autoren zu diesen drei Sorten von Ausdrücken gesagt haben und wie sie diese in eine rekursive Semantik einordnen.

Den Anfang dieser Autorenreihe soll *Gottlob Frege* (1848-1925) bilden, jener Mathematikprofessor aus Jena, der sowohl die Logik in ihrer heutigen Gestalt entwickelt als auch die moderne Sprachphilosophie begründet hat und den man als den "Großvater" der analytischen Philosophie bezeichnen könnte. Freges Hauptinteresse galt zeit seines Lebens der Grundlegung der Mathematik. Er wollte das Fundament der Mathematik mit rein logischen Mitteln neu formulieren, ein Programm, das später unter dem Titel "Logizismus" bekannt wurde. Diesem Ziel widmeten sich seine drei zentralen Schriften, die "Begriffsschrift" (1879), die "Grundlagen der Arithmetik" (1884) und die "Grundgesetze der Arithmetik" (1893, 1903). Noch zu seinen Lebzeiten mußte Frege aber erkennen, daß sein logizistisches Projekt nicht durchführbar war; es enthielt an zentraler Stelle einen Widerspruch. Russell, der parallel zu Frege ebenfalls an einer

Grundlegung der Mathematik arbeitete, entdeckte nämlich zunächst in seinem eigenen System eine Antinomie, stellte dann fest, daß ein ganz analoger Widerspruch auch in Freges System von (1893, 1903) ableitbar ist, und teilte diesen Sachverhalt Frege kurz und bündig in einem Brief mit. Es handelt sich um die unter dem Namen "Russellsche Paradoxie" berühmt gewordene Antinomie von der Menge aller Mengen, die sich nicht selbst als Element enthalten. Die gleiche Paradoxie ergibt sich bei Frege für Begriffe. Die Lektüre von Russells Brief dürfte für Frege wohl das einschneidendste Erlebnis seines wissenschaftlichen Weges gewesen sein; das Unternehmen, dem er seine meiste Kraft gewidmet hatte, war zusammengebrochen. Doch geht es uns hier nicht um Freges Logizismus und seine Philosophie der Mathematik.²⁵ Uns interessiert vielmehr Freges *Sprachphilosophie*, die er besonders anschaulich in einer Reihe von Aufsätzen zu Papier gebracht hat, welche heute als Klassiker der philosophischen Sprachtheorie gelten.²⁶ Einer dieser Klassiker, nämlich der Aufsatz "Über Sinn und Bedeutung" (1892a) ist für unsere Thematik besonders aufschlußreich; ich beziehe mich daher bei meiner Darstellung von Freges sprachphilosophischen Thesen hauptsächlich auf ihn.

Im Mittelpunkt von Freges Sprachphilosophie steht die Unterscheidung von Sinn und Bedeutung, und diesbezüglich will ich in diesem Abschnitt fünf Themenkreise behandeln: 1. Inhalt und Motivation der Unterscheidung, 2. Freges Gegenüberstellung von Sinn und Bedeutung als etwas Objektivem einerseits und der Vorstellung als etwas Subjektivem andererseits, 3. die Anwendung der Dichotomie von Sinn und Bedeutung, die Frege zunächst für Eigennamen einführt, auf Sätze, 4. die Ausdehnung der Unterscheidung auf Prädikate und 5. Freges Konzeption der semantischen Rekursion samt seinen sogenannten Funktionalitätsprinzipien und seiner Behandlung verschiedener sprachlicher Kontexte.

Zunächst zur *ersten* Fragestellung: Was beinhaltet die Unterscheidung von Sinn und Bedeutung, und warum führt Frege sie überhaupt ein? Ihr Inhalt ist folgender: Mit jedem Eigennamen (wie Frege will ich die Diskussion anfangs auf Eigennamen beschränken) sind zwei semantische Komponenten verbunden, nämlich erstens ein Referenzobjekt, das durch den Namen bezeichnet wird, und zweitens noch etwas anderes, das man auch den "Namensinhalt" nennen könnte. Die Beziehung zwischen Name, Inhalt und Bezugsgegenstand sieht so aus, daß ein Name ein Objekt bezeichnet und einen bestimmten Inhalt ausdrückt. Dabei kommt dem Inhalt die Rolle eines Bindegliedes zwischen Sprache und Welt zu. Nur kraft der Tatsache, daß ein Name einen Inhalt hat,

²⁵ Die aktuellste und umfassendste Lektüre zu dieser Thematik ist Dummett (1991).

²⁶ Siehe insbesondere die beiden Sammlungen Frege (1966a,b).

kann er die Funktion erfüllen, einen Gegenstand der Welt zu bezeichnen. Dies ist, in sehr knapper Form dargestellt, die Aussage der Fregeschen Unterscheidung von Sinn und Bedeutung. Dabei gebraucht Frege für das, was ich bisher "Inhalt" genannt habe, den Ausdruck "Sinn", und für das, was ich "Referenzobjekt" genannt habe, den Ausdruck "Bedeutung".²⁷

Diese Fregesche Theorie der zwei semantischen Aspekte von Namen ist von einer konkurrierenden Auffassung abzugrenzen, deren einflußreichster Vertreter ursprünglich John Stuart Mill gewesen ist. Nach Mill (1843), Buch I, Kap. 2, erschöpft sich die Semantik von Namen in ihrer Bezeichnungsfunktion. D.h., einem Namen kommt ausschließlich eine Fregesche Bedeutung zu (Mills Terminus hierfür ist "Denotation"), aber kein Fregescher Sinn (Mills Ausdruck für das, was ungefähr dem Sinn bei Frege entspricht, ist "Konnotation"). Beide Auffassungen haben in der neueren Sprachphilosophie ihre Anhänger; spätestens mit Kripke (1972) ist auch die Millsche Position wieder aktuell geworden, wie wir im Abschnitt 10 noch sehen werden.

Bisher habe ich recht allgemein den Inhalt von Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung erläutert; sie wird sich immer weiter erschließen. Ein Schritt dazu ist, sich klar zu machen, wozu diese Unterscheidung taugt. Warum ist Frege der Meinung, daß Namen zusätzlich zu einem Bezugsgegenstand auch so etwas wie einen Sinn haben, und warum findet er die Millsche Theorie, daß Namen nichts weiter tun, als etwas zu bezeichnen, unzureichend? Damit sind wir bei der Frage nach der *Motivation* von Freges Unterscheidung. In der Tat beginnt Frege seinen Aufsatz "Über Sinn und Bedeutung" mit der Darstellung eines Problems, das er dann mit der Einführung des Sinnbegriffs lösen will.

Dieses Problem entsteht durch *informative Identitätssätze*, wie im weiteren erläutert sei: Es gibt verschiedene Arten von Identitätsaussagen, nämlich solche der Form " $a = a$ " und solche des Typs " $a = b$ ", wobei " a " und " b " Eigennamen sind. Der gravierende Unterschied zwischen beiden Sorten von Sätzen besteht darin, daß ihr *Erkenntniswert* unterschiedlich ist. Behauptungen des Typs " $a = a$ " sind offensichtlich trivial, d.h. sie erweitern unsere Erkenntnis nicht. Dagegen enthalten Aussagen der Art " $a = b$ " grundsätzlich eine Information, d.h. sie können unser Wissen vergrößern. Dieser Unterschied läßt sich leicht an einem Beispiel verdeutlichen. Sei " a " der Ausdruck "der Morgenstern" und " b " der Ausdruck "der Abendstern". Dann ist " $a = a$ " die Aussage "der Morgenstern = der Morgenstern" und " $a = b$ " der Satz "der Morgenstern = der Abendstern". (Dies ist Freges eigenes Beispiel; dazu ist anzumerken, daß "der Morgenstern" und "der

²⁷ Man muß immer im Auge behalten, daß Frege das Wort "Bedeutung" in einer ungewöhnlichen Weise verwendet, von der man sich nicht verwirren lassen darf.

Abendstern" streng genommen Kennzeichnungen sind und keine Eigennamen; doch behandelt Frege Kennzeichnungen als einen Spezialfall von Eigennamen, und insofern gibt es hier für Frege keinen wesentlichen Unterschied.) Die Differenz zwischen beiden Behauptungen liegt auf der Hand. Daß der Morgenstern mit dem Morgenstern identisch ist, ist eine Trivialität und für niemanden neu. Doch die Identität des Morgensterns mit dem Abendstern ist eine Information, die für jeden irgendwann einmal neu ist; in der Tat war sie lange unbekannt.

Bislang haben wir aber noch kein Problem, sondern nur einen offenkundigen Unterschied zwischen zwei verschiedenen Typen von Identitätssätzen. Das Problem ergibt sich, wenn wir berücksichtigen, daß dieser Unterschied, der auf der *kognitiven Ebene* liegt, nicht ohne weiteres mit unserem Begriff von Identität und Mills oben erwähnter Namenstheorie vereinbar ist. Identität ist eine Beziehung eines Gegenstandes zu sich selbst, genauer eine Beziehung, die jeder Gegenstand notwendigerweise nur zu sich selbst hat. Wenn wir also eine Identitätsbehauptung machen, dann treffen wir eine Aussage über einen einzigen Gegenstand. Dies ist ersichtlich für Sätze des Typs " $a = a$ ", gilt aber auch für jeden Satz der Form " $a = b$ ", falls dieser wahr ist. Hieraus scheint aber zu folgen, daß es den erwähnten Erkenntnisunterschied zwischen Behauptungen der Art " $a = a$ " und solchen der Art " $a = b$ " gar nicht geben kann. Es sieht so aus, als machten " $a = a$ " und " $a = b$ " genau dieselbe Aussage über genau denselben Gegenstand. Dies ist jedenfalls dann so, wenn sich die semantische Funktion von Namen gemäß Mill in ihrem Bezugsgegenstand erschöpft. Wenn nämlich " $a = b$ " wahr ist, d.h. wenn " a " und " b " denselben Gegenstand bezeichnen, so hätten " a " und " b " danach genau dieselbe semantische Funktion. Und wenn sich die Bedeutung eines Satzes (im umgangssprachlichen Sinn) irgendwie aus den semantischen Funktionen seiner Teile ergeben soll, so müßten danach auch " $a = a$ " und " $a = b$ " genau die gleiche Bedeutung (im umgangssprachlichen Sinn) haben. Dies kann aber nicht sein, da ihr unterschiedlicher Erkenntniswert auch einen Unterschied in ihrer Bedeutung (im umgangssprachlichen Sinn) anzeigt.

Eine Möglichkeit, dem Problem auszuweichen, könnte darin bestehen, Identität nicht als eine Beziehung auf der Gegenstandsebene zu deuten, sondern als eine Beziehung zwischen *Zeichen* für Gegenstände. Ein Satz " $a = b$ " wäre demnach nicht als " a ist dasselbe wie b " zu lesen, sondern als "die Zeichen ' a ' und ' b ' bezeichnen denselben Gegenstand." In dieser metasprachlichen Auffassung von Identität hatte Frege früher selbst eine Lösung der Schwierigkeit gesehen.²⁸ Tatsächlich hat es den Anschein, als ver-

²⁸ S. Frege (1879), § 8.

schwände das Problem hierdurch erst einmal. Die metasprachliche Interpretation von Identität kann dem informativen Gehalt von " $a = b$ "-Aussagen Rechnung tragen, denn daß die Namen " a " und " b " denselben Gegenstand bezeichnen, ist informativer, als daß " a " einen Gegenstand bezeichnet. Die Zeichen " a " und " b " sind ja verschieden, auch wenn sie sich auf dasselbe Objekt beziehen.

Frege verwirft jedoch diese Lösung in "Über Sinn und Bedeutung" mit dem folgenden Argument: Daß " a " dasselbe bezeichnet wie " b ", könnte nur dann ein echter Erkenntnisgewinn gegenüber dem Umstand sein, daß " a " und " a " dasselbe bezeichnen, wenn die Verbindung zwischen Zeichen und Gegenstand nichts Willkürliches wäre. Die Beziehung zwischen Zeichen und Dingen ist aber insofern gänzlich willkürlich, als wir jedes beliebige Zeichen als Zeichen für jedes beliebige Ding wählen können. Beispielsweise könnten wir schlicht festsetzen, daß die Lautfolge "der Morgenstern" den Abendstern bezeichnen soll. Wir sehen einen Stern, der abends zu einer bestimmten Zeit am Himmel erscheint und sagen "dieser Stern heiße *Morgenstern*". In diesem Fall würde der Satz "der Morgenstern = der Abendstern" lediglich etwas über unsere Bezeichnungskonventionen aussagen; er wäre das Resultat einer Festlegung, die auch anders hätte ausfallen können. Doch wenn wir sagen, daß "der Morgenstern = der Abendstern" einen Erkenntniszuwachs vermittelt und "der Morgenstern = der Morgenstern" nicht, so meinen wir damit nicht, daß der erste Satz uns über unsere Sprachkonventionen informiert und der zweite Satz nicht. Also kann die Auffassung von Identität als einer metasprachlichen Beziehung nur eine Scheinerklärung für den Unterschied von " $a = a$ " und " $a = b$ " liefern.

So stehen wir wieder vor dem alten Problem: Wie läßt sich die Informativität von Identitätsaussagen erklären, wenn Identität eine Beziehung eines Dinges zu sich selbst ist? Freges Antwort besteht darin, zwischen Zeichen und bezeichnetem Gegenstand ein drittes Element einzuführen, nämlich den Sinn des Zeichens. Diesen Sinn nennt er die "Art des Gegebenseins des Bezeichneten". Gemeint ist damit die Art und Weise, wie uns ein Zeichen seinen Gegenstand gibt. Die Differenz zwischen " $a = b$ " und " $a = a$ " besteht demnach darin, daß uns in Aussagen des ersten Typs derselbe Gegenstand auf verschiedene Weise gegeben wird, und in Aussagen der zweiten Form derselbe Gegenstand auf dieselbe Weise. Hierdurch gelingt es Frege, sowohl dem kognitiven Gehalt informativer Identitätsaussagen Rechnung zu tragen als auch am Begriff von Identität als Selbstbeziehung eines Gegenstandes festzuhalten.

Damit ist hoffentlich deutlich geworden, daß Freges Überlegungen zur Identitätsproblematik gewichtige Argumente gegen jede Auffassung von Namen enthält, die nur eine Bedeutung, aber keinen Sinn von Namen anerkennt. Es ist in der Tat schwer zu se-

hen, wie Theorien dieses Typs das Problem informativer Identitätssätze lösen können. Auf der anderen Seite handelt sich Frege natürlich die Schwierigkeit ein, genau zu sagen, was man sich unter dem Sinn eines Namens vorstellen soll. Die Frage, was der Sinn ist, ist in Bezug auf Frege nicht ganz leicht zu beantworten. Es läßt sich jedoch so viel sagen, daß der Begriff des Sinns auf jeden Fall ein *kognitiver* ist. Der Sinn eines Namens ist das, was wir über die Bedeutung des Namens wissen, wenn wir diesen Namen verstehen. Noch enger gefaßt, können wir den Sinn eines Namens als eine *Methode zur Identifizierung* des Gegenstandes verstehen, den der Name bezeichnet. Eine Art des Gegebenseins eines Dinges durch einen Namen wäre demnach eine mit diesem Namen verbundene Identifizierungsmethode für dieses Objekt.

Kommen wir nun kurz zu unserem *zweiten* Punkt, nämlich den Beziehungen zwischen Sinn und Bedeutung einerseits und dem, was Frege "Vorstellung" nennt, andererseits. Frege legt Wert darauf, daß sowohl die Bedeutung als auch der Sinn eines Ausdrucks etwas streng *Objektives* sind, und er grenzt den Sinn eines Ausdrucks von der Vorstellung ab, die ein Subjekt mit diesem Ausdruck verknüpft - was er als etwas Subjektives und Psychologisches auffaßt. Daß die Bedeutung etwas Objektives ist, ist zumindest im Fall von Namen ziemlich klar. Es handelt sich einfach um ein existierendes Objekt in der Welt. Nicht ganz so eindeutig ist, was "objektiv" in Bezug auf Sinne heißen soll und wie sich der Sinn von der Vorstellung unterscheidet. Eine gute Möglichkeit, sich den Unterschied zwischen dem Sinn eines Namens und einer mit dem Namen verknüpften Vorstellung zu verdeutlichen, gibt uns die Übersetzung von "Sinn" als "Identifizierungsmethode" an die Hand. Der Sinn eines Namens liegt in Kenntnissen, welche zur eindeutigen Bestimmung des bezeichneten Gegenstandes dienen. Vorstellungen über einen Gegenstand machen hingegen kein identifizierendes Wissen in diesem Sinne aus; Vorstellungen brauchen überhaupt keine Wissensbestandteile zu liefern, sie sind Assoziationen, die jemand mit einem Namen bzw. einem Ding verbindet. Oder um die Sache etwas anders zu wenden: Der Sinn eines Namens ist etwas, was dem Namen als Ausdruck einer gegebenen Sprache zukommt und was insofern objektiv ist und nicht von Subjekt zu Subjekt variiert. Dies ist besonders augenfällig bei Kennzeichnungen, die Frege zu den Namen rechnet. Der Ausdruck "der gegenwärtige Premierminister von England" gibt eine Methode an die Hand, einen bestimmten Gegenstand zu identifizieren, nämlich besagten Premierminister; und dies tut er allein als Ausdruck der deutschen Sprache. Die Vorstellungen, die diese Kennzeichnung weckt, sind hingegen von Subjekt zu Subjekt verschieden; sie machen nicht den sprachlichen Sinn aus. Die Unterscheidung zwischen objektivem Sinn und subjektiver Vorstellung hat also durchaus Substanz. Da sie uns später noch verfolgen wird, sei sie im Moment aber nicht weiter

vertieft.

Vielmehr sei noch das Verhältnis zwischen Sinn und Bedeutung festgehalten. Wenn wir zwei Ausdrücke betrachten, so gibt es in Bezug auf die Gleichheit und Verschiedenheit ihrer Fregeschen Sinne und Bedeutungen im Prinzip vier Möglichkeiten: Offensichtlich können zwei Ausdrücke verschiedenen Sinn und verschiedene Bedeutung haben, wie dies z.B. bei "Aristoteles" und "Helmut Kohl" der Fall ist. Möglich ist auch, daß zwei Ausdrücke denselben Sinn und dieselbe Bedeutung haben. Es ist allerdings nicht einfach hierfür ein Beispiel zu finden, weil wir zunächst Kriterien dafür angeben müssen, wann zwei Sinne dieselben sind; und solche Kriterien gibt Frege uns nicht für Namen, sondern nur für Sätze. Die Kombination von verschiedenem Sinn und derselben Bedeutung ist ebenfalls möglich; wir haben sie bereits diskutiert, und zwar anhand der Ausdrücke "der Morgenstern" und "der Abendstern". Die vierte Kombination ist jedoch nicht möglich: zwei Ausdrücke können nicht denselben Sinn und verschiedene Bedeutung haben. Warum nicht? Dies würde Freges grundlegendem semantischem Prinzip widersprechen, daß *der Sinn die Bedeutung festlegt*. Der Sinn eines Ausdrucks soll dessen Bedeutung in eindeutiger Weise identifizieren; ein Sinn wäre gerade keine Identifizierungsmethode in der oben erläuterten Weise, wenn er sich mit zwei verschiedenen Bedeutungen kombinieren ließe.

Dieses semantische Prinzip, so ist nebenbei zu ergänzen, schließt die Möglichkeit ein, daß der Sinn eines Ausdrucks festlegt, daß er keine Bedeutung hat, d.h. nichts bezeichnet. Solche leeren Gegenstandsbezeichnungen, wie sie heißen, gibt es auch, z.B. "die größte Primzahl" oder "Odysseus". Dies war Frege bewußt, und daher räumte er ausdrücklich die Möglichkeit sinnvoller, aber bedeutungsloser Namen ein.

Bisher haben wir die Darstellung weitgehend auf Namen beschränkt, was auch Freges eigenem Vorgehen entspricht. Nun wollen wir uns, *drittens*, fragen, was bei Frege Sinn und Bedeutung von *Sätzen* sind (wobei wir uns ausschließlic für Behauptungssätze interessieren). Frege geht davon aus, daß mit jedem Satz ein *Gedanke* verbunden ist. Ein Gedanke ist etwas, was als wahr oder falsch beurteilt werden kann. Man kann dafür auch sagen, daß Gedanken *Wahrheitsbedingungen* von Sätzen sind.²⁹ Ist ein Gedanke nun der Sinn oder die Bedeutung eines Satzes? Frege zeigt zunächst, daß Gedanken nicht als Satzbedeutungen in Frage kommen. Sein Argument hierfür beruht wesentlich auf dem folgenden *Funktionalitätsprinzip für Bedeutungen*: die Bedeutung eines kom-

²⁹ Wieder ist Freges eigentümliche Terminologie zu beachten: Fregesche Gedanken sind nicht etwas, was im Kopf eines Denkers vorgeht oder vorgehen kann; sie sind nicht wie die zuvor diskutierten Vorstellungen an ein Subjekt gebunden. Vielmehr sind sie etwas Objektives, eher *Gedankeninhalte*, die von verschiedenen Subjekten zu verschiedenen Zeiten geteilt werden können.

plexen Ausdrucks ist eine Funktion der Bedeutung seiner Teile. Aus diesem Grundsatz ergibt sich das *Substitutionsprinzip für Bedeutungen*, welches lautet: Wenn wir in einem komplexen Ausdruck zwei bedeutungsgleiche Ausdrücke füreinander substituieren, so ändert sich hierdurch die Bedeutung des ursprünglichen Ausdrucks nicht. Für zwei Namen "*a*" und "*b*" wird dieses Prinzip üblicherweise so formuliert: wenn $a = b$ und Fa , so Fb . Das ist das alte Leibnizsche Prinzip der Substituierbarkeit oder auch der Ununterscheidbarkeit des Identischen. Wenn nun ein Gedanke die Bedeutung eines Satzes wäre, so dürfte er sich, diesen beiden Prinzipien zufolge, nicht ändern, wenn wir in dem Satz zwei bedeutungsgleiche Ausdrücke substituieren. Der Gedanke kann sich aber durch ein solches Substitutionsverfahren sehr wohl ändern, nämlich immer dann, wenn man in einem Satz zwei bedeutungsgleiche, aber *sinnverschiedene* Ausdrücke ersetzt. Ersetzen wir z.B. in dem Satz "der Morgenstern ist ein von der Sonne beleuchteter Körper" den Ausdruck "der Morgenstern" durch den Ausdruck "der Abendstern", so ändert sich hierdurch der ausgedrückte Gedanke, obwohl die Bedeutung der beiden Namen dieselbe ist. Also kann der Gedanke nicht die Bedeutung eines Satzes sein. Dann aber bleibt für Frege nur die Möglichkeit, ihn als den Sinn eines Satzes aufzufassen.

Was ist dann aber die Bedeutung des Satzes? Frege geht davon aus, daß diese auf jeden Fall etwas sein muß, was dem bereits erwähnten Funktionalitätsprinzip genügen muß. Also müssen wir eine Entität finden, die mit einem Satz verbunden ist und die sich nicht ändert, wenn wir in ihm zwei bedeutungsgleiche Ausdrücke ersetzen. Nach Freges Meinung ist die einzige Entität, die hierfür in Frage kommt, der *Wahrheitswert* eines Satzes. Also ist die Bedeutung eines Satzes sein Wahrheitswert.

Viertens ist zu erläutern, was nach Frege Sinn und Bedeutung von *Prädikaten* sind. Ein Prädikat ist bei Frege ein Ausdruck, der für einen *Begriff* steht, dessen Bedeutung also ein Begriff ist. Prädikat und Begriff sind demnach im Rahmen der Fregeschen Terminologie nicht zu verwechseln. Das Prädikat ist ein sprachlicher Ausdruck, und der Begriff ist eine metaphysische Entität. Ein Begriff hat einen *Begriffsumfang*, und das ist die Menge aller Gegenstände, die unter den Begriff fallen. Z.B. ist der Umfang des Begriffs *federloser Zweifüßler* die Menge aller federlosen Zweifüßler. Die Frage, was der Sinn eines Prädikats sein soll, ist schwerer zu beantworten, weil Frege sich hierzu so gut wie nicht äußert. Es liegt die Annahme nicht fern, daß es sich hierbei um das handelt, was in der traditionellen Logik Begriffsinhalt heißt, nämlich die *Eigenschaft*, die mit einem Begriff assoziiert ist. Allerdings kommt man mit dieser Annahme in Schwierigkeiten, wenn man wissen will, wodurch sich dann der Sinn eines Prädikats von dessen Bedeutung, dem Begriff selbst, unterscheidet. Was sind Begriffe anderes als Eigenschaften? Einfacher wäre die ganze Konstruktion, wenn Frege folgende Auffassung

vertreten würde: Ein Prädikat drückt als Sinn einen Begriff aus, welche eine Eigenschaft ist, und hat als Bedeutung einen Umfang, eine Menge von Gegenständen; so werden wir es auch später, ab Abschnitt 6, verstehen. Aber Frege will es anders, und dies hängt mit seiner Theorie von Vollständigkeit und Unvollständigkeit zusammen, die, als Exkurs, kurz angerissen sei:

Frege nimmt eine Differenzierung in zwei grundsätzlich verschiedene Sorten von Ausdrücken vor; da gibt es die, die er als "gesättigt" bzw. "vollständig" beschreibt, und die, die er "ungesättigt" bzw. "unvollständig" nennt.³⁰ Unvollständige Ausdrücke zeichnen sich gegenüber den vollständigen dadurch aus, daß sie Leerstellen mit sich führen, woran sich ihre Ergänzungsbedürftigkeit zeigt. Die Unterscheidung von gesättigten und ungesättigten Termini fällt zusammen mit der von Eigennamen und Funktionsausdrücken. Wie kommt Frege zu dieser Unterscheidung? Grob gesagt, leitet er sie aus der Beobachtung ab, daß wir jeden Satz des Typs "*a* ist ein *F*" in einen Eigennamen "*a*" und einen prädikativen Ausdruck "*x* ist ein *F*" zerlegen können, wobei letzterer offensichtlich eine durch einen Eigennamen auszufüllende Leerstelle enthält. Auch komplexere Sätze lassen sich nach diesem Muster zerlegen. Immer stoßen wir dabei auf Ausdrücke mit Argumentstellen (Funktionsausdrücke) und Ausdrücke ohne Argumentstellen (Eigennamen). Die Funktionsausdrücke zerfallen in die Prädikate und sonstige unvollständige Termini. Prädikate sind solche ungesättigten Ausdrücke, aus denen sich ein Satz ergibt, wenn man ihre Argumentstellen ausfüllt. Ein Beispiel hierfür ist etwa "*x* ist ein römischer Feldherr". Setzen wir in die Leerstelle den Eigennamen "Cäsar" ein, so resultiert der Satz "Cäsar ist ein römischer Feldherr". Prädikate sind demnach unvollständige Sätze. Es gibt aber auch Funktionsausdrücke, aus deren Vervollständigung kein Satz entsteht, sondern ein komplexer Eigenname. Als Beispiel könnte man "*x*²", den Ausdruck der Quadratfunktion, nennen. Wenn wir hier die Argumentstelle ausfüllen, so erhalten wir keinen Satz, sondern immer einen Eigennamen, in diesem Fall ein Zahlwort.

Wichtig an der sprachlichen Unterscheidung von gesättigten und ungesättigten Ausdrücken ist, daß Frege aus ihr *ontologische Konsequenzen* zieht. Auf der metaphysischen Ebene entspricht diesem Unterschied nämlich die Differenz von *Gegenstand* und *Funktion*. Dabei erklärt Frege einen Gegenstand als das, was durch einen Eigennamen bezeichnet werden kann, und Funktion als das, was durch einen Funktionsausdruck bezeichnet werden kann. Er versucht also, eine metaphysische Unterscheidung aus einer sprachphilosophischen herauszuziehen. Dabei unterscheiden sich Gegenstände und

³⁰ Zu dieser Unterscheidung s. Frege (1891) und (1892b).

Funktionen genauso grundlegend voneinander wie ihre sprachlichen Ausdrücke; Gegenstände sind vollständig, Funktionen unvollständig. Die Funktionen zerfallen, ähnlich wie die Funktionsausdrücke, in zwei Kategorien, nämlich in Begriffe und sonstige Funktionen. Begriffe sind solche Funktionen, die durch Prädikate (unvollständige Sätze) bezeichnet werden. Statt "Begriff" können wir auch "Wahrheitswertfunktion" sagen. Genauso wie das Prädikat " x ist ein römischer Feldherr" eine Wahrheitswertnamensfunktion ist, nämlich eine Funktion, die Eigennamen Wahrheitswertnamen zuordnet (Sätze sind Namen für Wahrheitswerte!), so ist der Begriff, der durch dieses Prädikat bezeichnet wird, eine Wahrheitswertfunktion, nämlich eine Funktion, die Gegenständen Wahrheitswerte zuordnet. Außer Begriffen gibt es auch solche Funktionen, die keine Wahrheitswertfunktionen sind. Z.B. ist die Funktion, die durch " x^2 " bezeichnet wird, eine Funktion, die Zahlen Zahlen zuordnet. Zweierlei sollte zu der Unterscheidung von Funktion und Gegenstand noch gesagt werden: Sie ist ontologisch erschöpfend, d.h. alles, was es gibt, läßt sich entweder als Funktion oder als Gegenstand beschreiben. Und sie ist absolut, d.h. was immer Funktion ist, kann nicht Gegenstand sein, und umgekehrt.

Um Frege gerecht zu werden, müßte dieses Thema noch gehörig vertieft werden. Denn Freges philosophisches System ruht gerade auf zwei Fundamenten, der Unterscheidung zwischen Gegenstand und Funktion und der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung. Uns geht es nur um letztere; aber unsere Skizze der ersteren macht schon verständlich, wieso nach Frege die Bedeutung eines Prädikats nicht in seinem Begriffsumfang, in der Menge der Gegenstände, auf die es zutrifft, bestehen kann. Diese Menge ist nämlich ein gesättigter Gegenstand, der nur von einem Namen, aber nicht von einem ungesättigten Funktionsausdruck bezeichnet werden kann. Daher schlägt Frege hier einen undurchsichtigeren Weg ein, mit dem wir uns aber, wie gesagt, nicht weiter auseinandersetzen.

Wenden wir uns, *fünftens*, unserem letzten Punkt zu, nämlich wie sich bei Frege die semantische Rekursion darstellt. Wir hatten schon gesehen, daß Frege das folgende *Funktionalitätsprinzip* vertritt: Die Bedeutung eines komplexen Ausdruckes ist eine Funktion der Bedeutungen seiner Teile. Insbesondere ist die Bedeutung eines Satzes (bei Frege: dessen Wahrheitswert) eine Funktion der Bedeutungen seiner Teilausdrücke. Daraus ergibt sich das *Substitutionsprinzip*, welches besagt, daß wir innerhalb eines komplexen Ausdrucks zwei bedeutungsgleiche Teilausdrücke substituieren können, ohne daß sich hierdurch die Bedeutung des komplexen Ausdrucks ändert. In Bezug auf Sätze spricht man häufig vom Substitutionsprinzip *salva veritate*, welches ausdrückt, daß sich der Wahrheitswert eines Satzes nicht ändert, wenn wir in ihm zwei bedeu-

tungsgleiche Ausdrücke substituieren.

Sind nun alle Satzkonstruktionen bedeutungsfunktional im Sinne dieses Prinzips? Die Antwort darauf muß zunächst einmal "Nein" lauten. Es gibt eine Reihe sprachlicher Kontexte, in denen das Substitutionsprinzip und damit auch das Funktionalitätsprinzip fehlgehen. Wir können zwischen zwei besonders wichtigen Typen solcher Konstruktionen unterscheiden. Zum einen gibt es Kontexte, die sich auf *propositionale Einstellungen* beziehen. Diese enthalten Ausdrücke wie "glauben", "wissen", "meinen", "wünschen" etc. Ein Beispiel hierfür ist der Satz: "Fritz glaubt nicht, daß der Morgenstern mit dem Abendstern identisch ist". Zum anderen gibt es die *Modalkontexte*, die dadurch charakterisiert sind, daß sie Modalausdrücke wie "notwendig" und "möglich" enthalten. Durch Quine berühmt geworden ist dieses Beispiel für einen modalen Kontext: "Es ist notwendig, daß 9 größer als 7 ist". Bleiben wir bei diesem letzten Beispiel und versuchen wir einmal, das Substitutionsprinzip darauf anzuwenden. Die Anzahl der Planeten ist 9, und weil dies so ist, sind die Fregeschen Bedeutungen der Ausdrücke "9" und "die Anzahl der Planeten" identisch. Nach dem Substitutionsprinzip dürfte sich also der Wahrheitswert unseres Satzes nicht ändern, wenn wir in ihm den Ausdruck "9" durch den Ausdruck "die Anzahl der Planeten" ersetzen. Tatsächlich ändert sich dadurch aber der Wahrheitswert. Der Satz "es ist notwendig, daß die Anzahl der Planeten größer als 7 ist" ist nämlich falsch, während die ursprüngliche Aussage wahr ist. Das Substitutionsprinzip stimmt hier also nicht; unser Beispiel liefert anscheinend keinen bedeutungsfunktionalen Kontext.

Frege steht also vor einem Problem: Es gibt einen Konflikt zwischen dem Funktionalitätsprinzip und der Existenz von Kontexten der beschriebenen Art. Für diesen Konflikt verfolgt Frege die folgende Lösungsstrategie: Er vertritt zusätzlich zu dem Funktionalitätsprinzip auf der Ebene der Bedeutungen ein *Funktionalitätsprinzip auf der Ebene der Sinne*. Der Sinn eines Satzes ist eine Funktion des Sinnes seiner Ausdrücke. Entsprechend gibt es auch ein *Substitutionsprinzip auf der Sinnebene*: Wenn wir in einem Satz zwei sinngleiche Ausdrücke substituieren, so ändert sich hierdurch der Sinn des Satzes nicht. Frege ist nun außerdem der Ansicht, daß in Kontexten der erwähnten Art die Ausdrücke nicht für das stehen, was gewöhnlich ihre Bedeutung ist; sie bezeichnen in solchen Kontexten vielmehr das, was gewöhnlich ihr Sinn ist. Sie haben, wie Frege sagt, ihre *ungerade Bedeutung*, welche identisch mit ihrem gewöhnlichen Sinn ist. Aus diesem Grund nennt Frege Konstruktionen wie Modalkontexte und Kontexte mit propositionalen Einstellungen *ungerade Kontexte*. Z.B. bezeichnet der Eigenname "9" in unserem Satz "Es ist notwendig, daß 9 größer als 7 ist" nicht die Zahl 9, sondern den Sinn des Ausdrucks "9"; und der Nebensatz "daß 9 größer als 7 ist" hat

als Bedeutung keinen Wahrheitswert, sondern einen Gedanken. Wenn man hier nun den Namen "9" durch einen sinn gleichen Ausdruck ersetzt, dann ändert sich dadurch an dem Gedanken, der durch den Relativsatz "daß 9 größer als 7 ist" bezeichnet wird, nichts. Damit ist aber das Substitutionsprinzip für Bedeutungen erfüllt, denn in ungeraden Kontexten ist die Bedeutung der Ausdrücke *identisch* mit deren (gewöhnlichem) Sinn. Hingegen liefert die Substitution von "9" durch "die Anzahl der Planeten" kein Gegenbeispiel gegen dieses Prinzip. Denn diese beiden Ausdrücke haben verschiedenen gewöhnlichen Sinn und damit im Ersetzungskontext auch verschiedene ungerade Bedeutung. Mutatis mutandis gelten diese Bemerkungen auch für Kontexte mit propositionalen Einstellungen. Wir können also entgegen dem ersten Anschein uneingeschränkt am Substitutionsprinzip festhalten, wenn wir nur beachten, daß die Bedeutung der Ausdrücke in bestimmten Kontexten eine andere ist als gewöhnlich.

Durch diese *Theorie der Referenzverschiebung* gelingt es Frege, den Konflikt auf recht elegante Weise zu eliminieren. Allerdings verbinden sich mit seiner Strategie auch Probleme. Beispielsweise ist die Anwendung des Substitutionsprinzips in ungeraden Kontexten davon abhängig, daß wir gewisse *Kriterien für die Sinn gleichheit* von Ausdrücken zur Verfügung haben; es ist jedoch sehr schwierig, solche Kriterien für Eigennamen und Prädikate bei Frege zu finden. Problematisch ist weiterhin, daß Ausdrücke in ungeraden Kontexten nicht nur ihre ungerade Bedeutung (ihren gewöhnlichen Sinn) bezeichnen, sondern auch ihren *ungeraden Sinn* ausdrücken. Der ungerade Sinn kann nicht identisch sein mit dem gewöhnlichen Sinn, denn letzterer ist ja in ungeraden Konstruktionen die Bedeutung. Somit stellt sich die Frage, was für eine Art von Entität der ungerade Sinn sein soll; sie findet bei Frege keine Antwort. Darüber hinaus ergibt sich ein Problem für mehrfach ungerade Kontenxte. Der Name "Bill Clinton" steht z.B. in folgendem Satz in einem doppelt ungeraden Kontext: "Helmut Kohl wundert sich darüber, daß George Bush wissen will, ob Bill Clinton der zukünftige Präsident der USA ist." Wenn ein Ausdruck in einem doppelt ungeraden Kontext steht, so bezeichnet er nach Freges Theorie seinen (einfach) ungeraden Sinn und drückt seinen (doppelt) ungeraden Sinn aus. In einem dreifach ungeraden Kontext bezeichnet ein Ausdruck seinen (doppelt) ungeraden Sinn und drückt seinen (dreifach) ungeraden Sinn aus etc. Wir haben also letztlich eine unendliche Hierarchie von Sinnen in dieser Fregeschen Konstruktion, und dies klingt reichlich merkwürdig.

Zum Schluß sei noch kurz Freges Analyse von *Zitierkontexten* erwähnt. Dies sind solche Kontexte, in denen Ausdrücke in Anführungszeichen stehen, wie etwa das Wort "2". Auch Zitierkontexte sind zunächst einmal nicht bedeutungsfunktional im Fregeschen Sinn. Wenn wir in einem Zitat einen Ausdruck durch einen anderen mit derselben

Bedeutung ersetzen, so ändert sich hierdurch der Wahrheitswert des Satzes. Substituiert man z.B. in der Aussage "Quine sagte: '2 ist kleiner als 5'" das Wort "2" durch den Ausdruck "der Nachfolger von 1", so resultiert ein falscher Satz (jedenfalls dann, wenn das ursprüngliche Zitat von Quine korrekt ist), denn Quine hat eben den Ausdruck "2" und keinen anderen gebraucht. Nach den bisherigen Ausführungen überrascht es nicht, daß Frege auch hier das Substitutionsprinzip retten will. Er tut dies ganz einfach so: In Zitaten bedeuten die Ausdrücke nicht das, was sie normalerweise bedeuten, sondern sie stehen für Ausdrücke. Im obigen Beispiel etwa steht "2" für "'2'", und erst letzteres hat als Bedeutung die Zahl 2. Frege vertritt also auch hier eine Theorie der Referenzverschiebung, die hier sogar direkter einleuchtet als im Fall von Modalkontexten oder Kontexten mit propositionalen Einstellungen. Faßt man das Reden in Zitaten als ein Reden über Wörter auf, dann läßt sich das Substitutionsprinzip für Bedeutungen wieder aufrechterhalten; man muß nur beachten, daß in Zitierkontexten ausschließlich identische Ausdrücke substituiert werden dürfen, d.h. Ausdrücke, die ihrer Gestalt nach genau dieselben sind.

5. Russells Kennzeichnungstheorie

Bertrand Russell (1872-1970) ist zweifelsohne eine der eindrucksvollsten Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts; seine Autobiographie (1967-69) ist spannend und hübsch zu lesen und zugleich ein Zeitdokument. Es gäbe sehr viel über ihn zu sagen, nicht zuletzt weil er so alt geworden ist und so viel Zeit gehabt hat, so viel zu tun und zu schreiben. Da gibt es einen Sozialphilosophen Russell, einen politischen Philosophen, einen Ethiker, einen Philosophiehistoriker etc. Aber es gibt eben gleichfalls einen Mathematiker und Sprachphilosophen Russell, und von diesen beiden soll uns hier der Sprachphilosoph interessieren. Russells bedeutendste sprachphilosophische Leistung ist die Entwicklung der *Kennzeichnungstheorie*, mit der wir uns in diesem Abschnitt befassen wollen. Schriftlich niedergelegt findet man diese Theorie in dem wichtigen Aufsatz "On Denoting" (1905), der mir im folgenden als Textgrundlage dienen soll. In diesem Text setzt sich Russell mit den sprachtheoretischen Auffassungen von Gottlob Frege und Alexius Meinong auseinander; seine Kontroverse mit Meinong werde ich ignorieren und statt dessen nur Russells Frege-Kritik berücksichtigen. Mit der Kennzeichnungstheorie, die er darin entwirft, geht es ihm um die drei folgenden Probleme:

1. Das Problem der *Substitution in nicht transparenten Kontexten*: Nicht transparente Kontexte sind solche, die bei Frege "ungerade" heißen, also solche, in denen das Substitutionsprinzip für Fregesche Bedeutungen nicht (oder nicht ohne Zusatzklärung) funktioniert. Bei Frege hatten wir als Beispiel für eine solche Konstruktion einen Modalkontext; Russells bekanntes Beispiel aus "On Denoting" bildet einen propositionalen Einstellungskontext: "George IV will wissen, ob Scott der Autor von Waverley ist". Wenn man in diesem Satz den Ausdruck "der Autor von Waverley" durch den Ausdruck "Scott" ersetzt, so resultiert eine garantiert falsche Aussage, obwohl beide Termini denselben Bezug haben. Dies ist also nichts anderes als Freges Problem informativer Identitätssätze; "es ist informativ, daß ..." ist ja ebenso ein epistemischer Kontext wie "George IV will wissen, ob ..." und hat daher die gleichen Substitutionsprobleme.

2. Das Problem des *Satzes vom ausgeschlossenen Dritten*: Dieser Satz ist das logische Gesetz "A oder nicht A", das uneingeschränkt für wahr gehalten wird, welche Aussage man immer für A einsetzt. Nun können aber in einer Einsetzungsinstanz für dieses Gesetz auch leere Gegenstandsbezeichnungen vorkommen, wie z.B. in "der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig, oder der gegenwärtige König von Frankreich ist nicht kahlköpfig". Dieser Satz scheint vorderhand gar keinen Wahrheitswert zu haben, weil es den gegenwärtigen König von Frankreich nicht gibt. In der Tat ist das Freges

Meinung, da sein Funktionalitätsprinzip für Bedeutungen impliziert, daß Ausdrücke mit bedeutungslosen Teilausdrücken ihrerseits bedeutungslos sind. Dies widerspricht aber der ausnahmslos angenommenen Gültigkeit des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten.

3. Das *Problem negativer Existenzsätze*: Ein negativer Existenzsatz ist z.B. "Pegasus existiert nicht". Das Problem ist, daß ein solcher Satz anscheinend nicht wahr sein kann, ob "Pegasus" nun etwas bezeichnet oder nicht. Wenn "Pegasus" etwas bezeichnet, dann ist der Satz offensichtlich falsch und somit nicht wahr. Er ist aber auch dann nicht wahr, wenn "Pegasus" nichts bezeichnet, weil man von nichts nicht sinnvoll etwas aussagen kann. Genauer: Wenn "Pegasus" nichts bezeichnet und wenn, wie Mills Namenstheorie sagt, die Bedeutung eines Namens (im umgangssprachlichen Sinn) sich im bezeichneten Gegenstand erschöpft, so ist "Pegasus" und mithin auch "Pegasus existiert nicht" einfach bedeutungslos. Das ist aber eine unannehmbare Konsequenz; natürlich können negative Existenzsätze nicht nur sinnvoll, sondern auch wahr sein.

Frege hatte sich auf das erste Problem konzentriert; das dritte Problem, das für Mills naive Namenstheorie ebenso gravierend ist, hat Frege nicht thematisiert, obwohl man seine Unterscheidung von Sinn und Bedeutung auch dafür fruchtbar machen könnte. Russell suchte nach einer anderen Lösung dieser Probleme, teils aus einer Abneigung gegenüber dem Fregeschen Sinn, teils weil das zweite Problem ja auch für Frege besteht. Diese Lösung liegt in seiner *Kennzeichnungstheorie*, deren Grundzüge wir erst kennen lernen müssen, bevor ich diese Lösung schildern kann.

Grundlegend für die Kennzeichnungstheorie ist die Unterscheidung von *kategorrematischen* und *synkategorrematischen Ausdrücken*. Erstere sind solche Ausdrücke, die für sich selbst eine Bedeutung haben. Letztere haben keine selbständige Bedeutung, doch tragen sie zur Bedeutung von Sätzen bei, in denen sie vorkommen. Unter den Sprachphilosophen herrscht Uneinigkeit darüber, welche Ausdrücke in welche Kategorie gehören. Charakteristisch für Russell ist, daß er die Gruppe der synkategorrematischen Ausdrücke so weit faßt, daß sie auch *Gegenstandsbezeichnungen*, nämlich alle *Kennzeichnungen* und fast alle *Eigennamen* beinhaltet. Außerdem umfaßt diese Gruppe nach Russell auch alle *unbestimmten Beschreibungen*³¹, d.h. Ausdrücke der Form "ein *F*", sowie *Quantoren*, worunter solche Termini wie etwa "alle *Fs*", "einige *Fs*", "jeder *F*", "kein *F*" zu verstehen sind; das alles sind Nominalphrasen, die keine Gegenstandsbezeichnungen sind, aber als grammatisches Subjekt vorkommen können. Doch wie ist

³¹ Hier gibt es ein Übersetzungsproblem. Russell spricht von "definite description" und "indefinite description". Für ersteres gibt es eine gute und kurze Standardübersetzung, nämlich "Kennzeichnung", für zweiteres nicht. Deswegen findet man heute oft die getreue, aber unschöne Rede von den bestimmten und unbestimmten Beschreibungen. In Ermangelung besserer Vorschläge verwende ich "Kennzeichnung" und "unbestimmte Beschreibung".

das zu verstehen, daß all diese Ausdrücke synkategorematisch sind? Unter welchen Bedingungen ist ein Ausdruck bzw. eine Gruppe von Ausdrücken synkategorematisch, d.h. ohne selbständige Bedeutung? Russells Kriterium zur Beantwortung dieser Frage kann folgendermaßen formuliert werden: Ein Ausdruck ist synkategorematisch, wenn er aus allen Satzkontexten, in denen er vorkommt, *systematisch eliminierbar* ist. Um zu zeigen, daß ein Terminus synkategorematischer Art ist, müssen wir demnach zeigen, daß im Prinzip jeder Satz, der diesen Ausdruck enthält, so analysiert werden kann, daß er ihn nicht mehr enthält. In "On Denoting" weist Russell die systematische Eliminierbarkeit zunächst für Quantoren und für unbestimmte Beschreibungen und dann für Kennzeichnungen nach. Warum fallen schließlich auch die Eigennamen unter die systematisch eliminierbaren Ausdrücke? Nun, Russell vertritt die Auffassung, daß Eigennamen (mit wenigen Ausnahmen) Abkürzungen für Kennzeichnungen sind. Das bedeutet: Eigennamen können zugunsten von Kennzeichnungen eliminiert werden, und diese wiederum können durch solche Ausdrücke eliminiert werden, die bei Russell propositionale Funktionen oder Satzfunktionen heißen. Wir wollen uns nun genauer ansehen, wie diese Theorie im einzelnen aussieht.

Beginnen wir mit den Quantoren und den unbestimmten Beschreibungen und untersuchen wir die Russellsche Eliminierungsstrategie für solche Ausdrücke anhand der folgenden Arten von Satztypen:

Beispiel 1:

- (1a) (Wenigstens) ein F existiert.
- (1b) Die Satzfunktion " x ist ein F " ist manchmal wahr.
- (1c) $\exists xFx$

Beispiel 2:

- (2a) Kein F existiert.
- (2b) Die Satzfunktion " x ist ein F " ist niemals wahr.
- (2c) $\neg\exists xFx$

Beispiel 3:

- (3a) Alle F s sind G .
- (3b) Die Satzfunktion "Wenn x ein F ist, dann ist x ein G " ist immer wahr.
- (3c) $\forall x (Fx \supset Gx)$

Beispiel 4:

- (4a) Kein F ist G .
- (4b) Die Satzfunktion " x ist ein F , und x ist ein G " ist niemals wahr.
- (4c) $\neg \exists x (Fx \ \& \ Gx)$

Beispiel 5:

- (5a) (Wenigstens) ein F ist G .
- (5b) Die Satzfunktion " x ist ein F , und x ist ein G " ist manchmal wahr.
- (5c) $\exists x (Fx \ \& \ Gx)$

Die jeweils zweiten Aussagen aus dieser Beispielreihe sind Russellsche Analysen der jeweils ersten Aussagen. Die jeweils dritten Sätze sind die heute weitgehend üblichen Formalisierungen mit den aussagenlogischen Symbolen " \neg " (= "nicht", oder besser "es ist nicht der Fall, daß ..."), " $\&$ " (= "und") und " \emptyset " (= "wenn ..., dann ---" oder besser "es ist nicht der Fall, daß ... und nicht ---") und den beiden Quantoren " $\forall x$ " (= "für alle x gilt: ...") und " $\exists x$ " (= "für mindestens ein x gilt: ..."). Man sieht, daß in Russells Analyse der ursprünglichen Sätze die Nominalphrasen verschwinden und statt ihrer neben dem logischen Vokabular nur noch propositionale Funktionen oder Satzfunktionen vorkommen, nämlich Ausdrücke mit Argumentstellen.

Wie interpretiert Russell nun Sätze mit Kennzeichnungen? Um seine These vom syntagorematismen Charakter der Kennzeichnungen zu begründen, muß Russell zeigen, daß Kennzeichnungen sowohl aus Existenzsätzen, Sätzen des Typs "der F existiert", als auch aus Sätzen der Form "der F ist G ", systematisch eliminierbar sind. Wie dies funktioniert, schauen wir uns am besten wieder in einer Reihe von Schritten an.

Beispiel 6:

- (6a) Der F existiert.
- (6b) Die Satzfunktion " x ist ein F " ist mindestens einmal und höchstens einmal wahr.
- (6c) Mindestens ein x ist F , und höchstens ein x ist F .
- (6d) $\exists x Fx \ \& \ \forall y (Fy \ \emptyset y = x)$
- (6e) $\exists x \forall y (Fy \ \int y = x)$

Beispiel 7:

- (7a) Der F ist ein G .

(7b) Mindestens ein x ist F , und höchstens ein x ist F , und was immer F ist, ist G .

(7c) $\exists x Fx \ \& \ \forall y (Fy \supset y = x) \ \& \ \forall x (Fx \supset Gx)$

(7d) $\exists x (\forall y (Fy \supset y = x) \ \& \ Gx)$

Wiederum eliminiert Russells Analyse die Kennzeichnungen zugunsten von propositionalen Funktionen; dabei ist der letzte Satz jeweils die logisch knappste, äquivalente Umformulierung der durchsichtigeren vorletzten Formalisierung (und "⌋" steht für "... genau dann, wenn ---"). Man kann sich dieses Verfahren noch besser anhand von konkreten Kennzeichnungen (Einsetzungsinstanzen für "der F ") verdeutlichen. Nehmen wir als Beispielsätze die Aussagen:

(8a) Der Vater von Charles II existiert.

(9a) Der Vater von Charles II wurde hingerichtet.

Daraus wird nach Russell:

(8b) Mindestens ein x zeugte Charles II, und höchstens ein x zeugte Charles II.

(9b) Mindestens ein x zeugte Charles II, und höchstens ein x zeugte Charles II, und wer immer Charles II zeugte, wurde hingerichtet.

An (9b) sieht man noch einmal deutlich, daß nach Russells Analyse ein Satz, in dem eine Kennzeichnung vorkommt, in drei Behauptungen zerfällt: (a) eine *Existenzbehauptung*, angedeutet durch "mindestens", (b) eine *Eindeutigkeitsbehauptung*, angedeutet durch "höchstens" und (c) eine *inhaltliche Behauptung*.

Wie Russells Interpretation von Sätzen mit Eigennamen aussieht, wenn Eigennamen Abkürzungen für Kennzeichnungen sind, ist nun leicht zu sehen. Man ersetzt einen Eigennamen einfach durch die entsprechende Kennzeichnung und analysiert den daraus resultierenden Satz dann mit Hilfe des gerade beschriebenen Verfahrens. Was freilich nicht leicht zu sehen ist, ist, für welche Kennzeichnungen Eigennamen Abkürzungen sein sollen. Diese Frage wird uns insbesondere in den Abschnitten 8 und 10 noch beschäftigen.

Bisher habe ich in groben Zügen das geschildert, was allgemein als "Russells Kennzeichnungstheorie" bezeichnet wird. Die eigentliche Motivation dieser Theorie liegt jedoch in den drei bereits erwähnten Problemen, die Russell in der folgenden Weise löst.

Beginnen wir mit dem zweiten Rätsel, welches darin bestand, daß der Satz

(10) Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig, oder der gegenwärtige König von Frankreich ist nicht kahlköpfig

wegen der darin vorkommenden leeren Kennzeichnung anscheinend gar keinen Wahrheitswert hat, im Widerspruch zur Allgemeingültigkeit des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten. Russell geht folgendermaßen an dieses Problem heran: Er unterscheidet zunächst zwischen *primären* und *sekundären* Vorkommnissen von Kennzeichnungen in Sätzen. Eine Kennzeichnung kommt primär vor, wenn sie *weitesten Skopus* (oder *Bereich*) hat; ansonsten kommt sie sekundär vor. Entsprechend können Sätze mit Kennzeichnungen verschiedene Lesarten haben, nämlich eine primäre und eine sekundäre. Am Beispiel wird das klar. Wir können den Satz

(11) Der gegenwärtige König von Frankreich ist nicht kahlköpfig
auf zwei Weisen lesen, als:

(11a) Es gibt genau einen König von Frankreich, und dieser ist nicht kahlköpfig
oder als:

(11b) Es ist nicht der Fall, daß es genau einen König von Frankreich gibt und daß
dieser kahlköpfig ist.

In (11a) kommt die Kennzeichnung *primär* vor, und in dieser Lesart ist der Satz *falsch* (denn es gibt ja keinen König von Frankreich). In (11b) kommt die Kennzeichnung *sekundär* vor (sie hat engeren Skopus oder Bereich als die Negation), und in dieser Lesart ist der Satz *wahr*. Je nach Interpretation hat (11) also einen anderen Wahrheitswert, aber er *hat* jedenfalls einen Wahrheitswert; er ist entweder wahr oder falsch. Auch der Wahrheitswert von "Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig" läßt sich entscheiden; dieser Satz erlaubt nur eine primäre Analyse und ist daher falsch. Damit haben wir die zwei Disjunktionsglieder von (10) analysiert. Mithin ist (10) in der gleichen Weise ambig oder mehrdeutig wie (11). In der primären Lesart wird (10) wiederum falsch. In der sekundären Lesart hingegen, in der das Disjunktionsglied (11) als (11b) gelesen wird, wird (10) wahr. In dieser Lesart bleibt also der Satz vom ausgeschlossenen Dritten auch in (10) gewahrt. Das ist Russells Lösung des Problems vom Satz des ausgeschlossenen Dritten.

Das dritte Rätsel war das *Problem negativer Existenzsätze*. Ein Satz wie

(12a) Pegasus existiert nicht

scheint, wie erläutert, nicht wahr sein zu können, ob "Pegasus" etwas bezeichnet oder nicht. Um Russells Lösung dieses Problems zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß er der Meinung ist, Eigennamen könnten grundsätzlich durch Kennzeichnungen ersetzt werden. Wir können z.B. den Namen "Pegasus" durch die Kennzeichnung "das fliegende Pferd" ersetzen. Aus (12a) wird dann

(12b) Das fliegende Pferd existiert nicht.

Diesen Satz analysieren wir als

(12c) es ist nicht der Fall, daß mindestens ein x fliegt und ein Pferd ist und höchstens ein x fliegt und ein Pferd ist,

oder auch als

(12d) Die Satzfunktion " x ist ein Pferd und x fliegt"

ist niemals oder mehrmals wahr.

Letztere Aussage ist nun offensichtlich nicht nur sinnvoll, sondern auch wahr. Wann immer wir einen Existenzsatz haben, in dem ein Eigenname vorkommt, können wir ihn nach Russell letztlich in eine Aussage über die Erfüllung (oder Nicht-Erfüllung) einer Satzfunktion transformieren und auf diese Weise das Problem negativer Existenzsätze weganalisieren.

Das *Problem der Substitution in nicht transparenten Kontexten* war das erste und vielleicht das wichtigste Rätsel, das Russell lösen will. Wenn wir in dem (als wahr vorausgesetzten) Satz

(13a) Georg IV will wissen, ob Scott der Autor von Waverley ist
den Ausdruck "der Autor von Waverley" durch den Ausdruck "Scott" ersetzen, so ergibt sich der sicher falsche Satz

(13b) Georg IV will wissen, ob Scott Scott ist.

Da Scott der Autor von Waverley ist, entsteht hier ein Konflikt mit dem Substitutionsprinzip, demzufolge koreferentielle Ausdrücke, die also den gleichen Gegenstand bezeichnen, *salva veritate* substituiert werden können. Russell reagiert darauf folgendermaßen: "Der Autor von Waverley" ist ein synkategorematischer Ausdruck, bei dem von Referenz und daher auch von Gleichheit der Referenz überhaupt keine Rede sein kann. Der Satz

(14a) Scott = der Autor von Waverley

wird mit Hilfe der Kennzeichnungstheorie so transformiert:

(14b) $\exists x (x \text{ schrieb "Waverley" } \wedge \exists y (y \text{ schrieb "Waverley" } \wedge y = x) \wedge x = \text{Scott})$.³²

(14b) enthält die Kennzeichnung "der Autor von Waverley" nicht mehr und daher auch keinen Bestandteil, für den man "Scott" einsetzen könnte. Hierdurch verschwindet auch der Eindruck, es handle sich bei "Scott = der Autor von Waverley" um einen echten Identitätssatz; vielmehr handelt es sich um eine Pseudo-Identitätsaussage wie die Transformation von (14a) in (14b) klar macht. Entsprechend ist (13a) dadurch zu analysieren, daß man darin (14a) durch (14b) ertsetzt; die fatale Substitution, die zu (13b) führte, ist damit blockiert. Die Wurzel des Problems liegt nach Russell also in dem Versuch, das Substitutionsprinzip dort anzuwenden, wo es gar nicht anwendbar ist.

Zum Schluß sei noch kurz resümiert, wie sich Russells sprachphilosophischer Ansatz zu dem Freges verhält; mindestens die folgenden Unterschiede sind hier festzuhalten:

1. Russell lehnt Freges Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung von Ausdrücken ab. Man kann sagen, daß bei Russell ein Ausdruck nur das bedeutet, was er *bezeichnet*. Daß er so weit ohne diese Dichotomie auskommt, entbehrt natürlich nicht einer gewissen theoretischen Eleganz.
2. Während die Gruppe der kate-gorematischen Ausdrücke bei Frege sehr groß ist, ist sie bei Russell extrem klein. Für Frege haben fast alle Sorten von sprachlichen Ausdrücken einen selbständigen Sinn und eine selbständige Bedeutung (Referenz): Die Eigennamen, die Kennzeichnungen, die Prädikate, die Funktionsausdrücke im allgemeinen und die Sätze. Bei Russell dagegen fallen fast alle Eigennamen und alle Kennzeichnungen aus dem Bereich der eigenständig bedeutungsvollen Ausdrücke heraus. Nur die Behauptungssätze und die propositionalen Funktionen bezeichnen bei Russell etwas für sich selbst und haben daher eine Bedeutung. So gut wie alle anderen Termini sind im Prinzip zugunsten von propositionalen Funktionen eliminierbar.
3. Für Russell erhalten auch Sätze mit leeren Gegenstandsbezeichnungen in der geschilderten Weise Wahrheitswerte. Frege hingegen leitet aus den bereits diskutierten Funktionalitätsprinzipien eine Wahrheitswertlückentheorie für Sätze mit Ausdrücken ab, die sich auf nichts beziehen.

³² Evidentlich haben wir hier die Russellsche Analyse nicht auf die Spitze getrieben und auch noch den Namen "Scott" durch eine Kennzeichnung ersetzt.

4. Russell löst das Problem der Substitution in nicht transparenten Kontexten anders als Frege. Frege löst es durch eine Theorie der Referenzverschiebung; Russell löst es, indem er bestimmten Ausdrücken gar keine Referenz zuspricht und so einer Anwendung des Substitutionsprinzips den Boden entzieht.

Was können wir zuallerletzt mit Russell in Bezug auf die Thematik unserer Vorlesung, der Bedeutung von Namen, aussagen? Wir können ein sehr kurzes Fazit ziehen. Nach Russell haben Namen in der Regel keine Bedeutung; die gesamte Kennzeichnungstheorie diente dazu, diese These zu stützen. Bei aller Brillanz und argumentativen Stützung dieser Theorie bleibt dies eine Konsequenz, die schwer zu akzeptieren ist; die im weiteren zu diskutierenden Autoren folgen Russell insofern nicht. Russell eliminiert allerdings nicht alle Namen als Bedeutungsträger; bestimmten Ausdrücken, die er logische Eigennamen nennt, beläßt er eine Bezeichnungsfunktion. Um zu verstehen, was er mit diesen logischen Eigennamen im Sinne hat, müßten wir uns aber in seine Erkenntnistheorie sehr vertiefen, was hier zu weit führen würde. Im nächsten Abschnitt werden wir noch einmal kurz darauf eingehen.

6. Der klassische Standard: Carnaps Theorie der Extensionen und Intensionen

In diesem Abschnitt wollen wir uns mit Rudolf Carnap (1891 - 1970) beschäftigen. Carnap ist der Hauptvertreter des sogenannten "Wiener Kreises", der nach dem Ersten Weltkrieg durch Moritz Schlick gegründet wurde und eng mit dem Schlagwort "logischer Positivismus" verknüpft ist. Um einige weitere einschlägige Namen zu nennen: Stark geprägt ist der Wiener Kreis von den Gedanken des Physikers Ernst Mach, eine weitere zentrale Figur war Otto Neurath, und zumindest zeitweise assoziiert waren Ludwig Wittgenstein und Karl Popper. Es gab auch zahlreiche Kontakte vom Wiener Kreis zum sogenannten "Berliner Kreis", dessen bedeutendste Mitglieder Hans Reichenbach und Carl Gustav Hempel waren. Die meisten Mitglieder beider Zirkel gerieten während des Dritten Reiches in einen Konflikt mit dem Nationalsozialismus und emigrierten, hauptsächlich in die USA, wo sie eine ungeheure Wirkung entfalteten; Carnap, der 1936 emigrierte, war dabei mit der einflußreichste. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist es vor allem Wolfgang Stegmüller, der diese Philosophen wiederentdeckte und ihnen erneut ein philosophisches Publikum in Deutschland verschaffte. So viel zum historischen und biographischen Hintergrund.³³

Uns interessiert hier in erster Linie Carnaps sprachphilosophisches Werk. Der Text, an dem ich mich in meinen Darstellungen orientieren werde, ist das Buch "Meaning and Necessity" (1947), das in Carnaps mittlere Werkperiode fällt und das nach meiner Einschätzung der weiteren Entwicklung in der Tat für alle späteren Arbeiten zur formalen Semantik (die 5. Stufe im Griceschen Programm) den klassischen Standard setzte.

Dreh- und Angelpunkt von Carnaps Sprachphilosophie ist das Begriffspaar von *Extension* und *Intension*, eine Unterscheidung, die eng verwandt, wenn auch nicht identisch, mit Freges Differenzierung von Sinn und Bedeutung ist. In "Meaning and Necessity" entwirft Carnap ein semantisches System einer Sprache *L*, innerhalb dessen jedem Ausdruck dieser Sprache sowohl eine Extension wie eine Intension zugeordnet wird. Dabei geht es Carnap, wie auch uns, um folgende sprachliche Ausdrücke: (a) Individuenausdrücke oder Gegenstandsbezeichnungen, unter die Eigennamen und Kennzeich-

³³ Zur Geschichte des Wiener und des Berliner Kreises und ihrer Emigration s. Dahms (1987). Lesenswert ist auch Carnaps intellektuelle Autobiographie (1963).

nungen fallen; (b) Prädikate; (c) Behauptungssätze. Dies ist das Vokabular der Sprache L . Die Semantik von L erhalten wir, wenn wir den Ausdrücken in diesen Kategorien Extensionen und Intensionen zuordnen. Es ist relativ einfach zu beschreiben, was nach Carnap die Extensionen im einzelnen sind, und daher will ich mit der Erörterung dieser Frage beginnen. Die Extension eines Individuenausdrucks ist das Individuum bzw. der Gegenstand, auf den sich dieser Ausdruck bezieht. Die Extension eines Prädikats ist ein Begriffsumfang, eben der Umfang des vom Prädikat ausgedrückten Begriffs, d.h. genauer, die Klasse aller Individuen, auf die dieses Prädikat zutrifft. Die Extension eines Satzes ist sein Wahrheitswert. Sie sehen, daß diese Extensionen den (geraden) Frege'schen Bedeutungen gleichen, bis auf den Punkt, daß die Extension eines Prädikats bei Frege nicht eine (gesättigte) Klasse, sondern ein (ungesättigter) Begriff ist. Die Intension eines Individuenausdrucks nennt Carnap einen Individualbegriff. Die Intension eines Prädikats ist eine Eigenschaft. Die Intension eines Satzes schließlich ist eine Wahrheitsbedingung bzw. eine Proposition. Wir können also folgende Tabelle aufstellen:

Ausdrücke	Extension	Intension
Individuenausdrücke	Individuen	Individualbegriffe
Prädikate	Klassen	Eigenschaften
Sätze	Wahrheitswerte	Propositionen

Wir wollen uns jetzt genauer ansehen, wie Intensionen bei Carnap konstruiert sind und wie das Verhältnis von Extension und Intension beschaffen ist. Allgemein gesagt sind Carnapsche Intensionen Funktionen von möglichen Situationen in Extensionen. Statt des Ausdrucks "mögliche Situation" können wir auch den modernen, verwirrend großartigen Terminus "mögliche Welt" benutzen, obwohl Carnap selbst ihn nicht gebraucht.³⁴ Intensionen sind also *Funktionen von der Menge der möglichen Welten in die Menge möglicher Extensionen*. Was heißt das?

Wenn A und B zwei beliebige Mengen sind, so ist bekanntlich eine *Funktion von A in B* eine Abbildung von A nach B derart, daß jedes x in A auf genau ein $y = f(x)$ in B abgebildet wird; eine Funktion ist also mit anderen Worten eine *eindeutige Zuordnung*. Wir sagen auch, daß $f(x)$ der Wert der Funktion f für x als Argument ist. Die Menge A ist der Definitionsbereich von f . Der Wertebereich von f ist die Menge der Bilder, d.h.

³⁴ Carnap selbst sprach von Zustandsbeschreibungen (state descriptions), weil er sich das, was heute "mögliche Welt" heißt, als etwas vorstellte, was in einer gegebenen Sprache durch eine (vollständige) Zustandsbeschreibung so vollständig beschrieben ist, wie es in dieser Sprache beschrieben werden kann. Diese Vorstellung erleichtert das Verständnis und ist insofern nützlich; sie ist aber nicht nötig, und daher redet man dunkler und neutraler von möglichen Welten.

die Menge der y , für die es ein x in A gibt, so daß $y = f(x)$; der Wertebereich von f ist also mit B identisch oder eine Teilmenge von B .

In unserem Fall ist die Menge A grundsätzlich die Menge der möglichen Welten. Die Menge B variiert; für jede syntaktische Kategorie ist sie die Menge der für Ausdrücke dieser Art in Frage kommenden Extensionen. Für Individuenausdrücke ist sie z.B. die Menge der Individuen, für Sätze die Menge der Wahrheitswerte. Die Intension eines Individuenausdrucks ist also eine Funktion, die jeder möglichen Welt genau ein Individuum zuordnet. Betrachten wir als Beispiel die Kennzeichnung "der Erstbesteiger des Mount Everest". Die Intension dieses Ausdrucks ist die Funktion, die der tatsächlichen Welt das Individuum Sir Hilary zuordnet, einer anderen Welt ein anderes Individuum, z.B. Harvey, einer weiteren möglichen Welt vielleicht wieder ein anderes Individuum usw., wer eben immer in der jeweiligen Welt als erster den Mount Everest bestiegen hat. Die Extension ein und desselben Ausdrucks kann also in verschiedenen Welten eine je andere sein.

Dasselbe gilt für Prädikate: die Intension eines Prädikats ist die Funktion, welche jeder möglichen Welt genau eine Klasse zuordnet, nämlich die Klasse der Gegenstände in dieser Welt, die dort unter das Prädikat fallen. Z.B. ist die Intension des Prädikats "rationales Lebewesen" die Funktion, die der tatsächlichen Welt die Menge der Menschen zuordnet - vorausgesetzt, wir sind die einzigen rationalen Lebewesen -, einer anderen möglichen Welt etwa die Menge der Delphine - wenn sich dort die Delphine noch höher und dafür keine Menschen entwickelt hätten - wieder in einer anderen Welt womöglich die Menge, welche die Menge der Menschen und die Menge der Delphine als Teilmengen enthält, usw.

Die Intension eines Behauptungssatzes ist die Funktion, die jeder möglichen Welt einen Wahrheitswert zuordnet, nämlich entweder das Wahre oder das Falsche. Auch hier kann die Extension bzw. der Wert der Intensionsfunktion von Welt zu Welt variieren. Beispielsweise ist die Intension des Satzes "die Anzahl der Planeten ist 9" die Funktion, deren Wert für diese Welt als Argument das Wahre ist; für eine andere Welt könnte der Funktionswert das Falsche sein.

Mit dieser Explikation des Intensionsbegriffs ist gegenüber Freges Sinnbegriff viel gewonnen; innerhalb des formalen Rahmens von Carnaps Semantik kann einiges genauer formuliert werden, was bei Frege im Dunkeln bleibt. Bei Frege entspricht einer Intension eine Art und Weise des Gegebenseins von etwas, und es ist einigermaßen unklar, was darunter zu verstehen ist. Demgegenüber erklärt Carnap Intensionen mittels des mathematischen Funktionsbegriffs, und dies hat zumindest den Vorteil einer größeren formalen Präzision. Mit Frege teilt Carnap auch das Prinzip, daß die Intension eines

Ausdrucks zusammen mit der Beschaffenheit einer Welt seine dortige Extension festlegt, also z.B. mit der tatsächlichen Welt seine tatsächliche Extension. In der Tat hat Carnap dieses Prinzip zur Grundlage seiner Explikation des Intensionsbegriffs gemacht, und es folgt umgekehrt wieder direkt aus dieser Explikation.

Wie Freges Sinne setzen sich auch Carnaps Intensionen *rekursiv* zusammen, d.h. auch Carnap nimmt ein Funktionalitätsprinzip für Intensionen an, wonach sich die Intensionen komplexer Ausdrücke aus den Intensionen ihrer Teilausdrücke aufbauen. Doch wieder ist innerhalb von Carnaps Rahmen klarer, was damit gemeint ist. Betrachten wir etwa die einfachste Form der Zusammensetzung, die Prädikation. Bei Frege weiß man nicht genau, was es heißt, daß sich die Art und Weise des Gegebenseins eines Gegenstandes und ein Begriffsinhalt zu einem Gedanken zusammensetzen. Bei Carnap ist es hingegen ganz einfach, die Intension, d.h. die Wahrheitsbedingung eines atomaren Satzes " Fa " aus den Intensionen des Individuenausdrucks " a " und des Prädikats " F " heraus zu ermitteln; sie ist diejenige Funktion, die jeder Welt genau dann das Wahre zuordnet, wenn der Gegenstand, der dieser Welt durch die Intension von " a " zugeordnet wird, in derjenigen Menge liegt, die dieser Welt durch die Intension von " F " zugeordnet wird. Bevor wir uns genauer anschauen, wie Carnap Freges Funktionalitätsprinzipien modifiziert, ist aber vielleicht nützlich, zwei Punkte noch weiter zu erläutern.

Erstens ist kurz zu diskutieren, ob Carnaps Intensionsbegriff unseren intuitiven Begriff von sprachlicher Bedeutung trifft. Er trifft jedenfalls einen wesentlichen Aspekt. Intuitiv würde man sagen, daß es von genau zwei Faktoren abhängt, ob ein gegebener (Behauptungs-)Satz wahr ist: davon, was der Satz bedeutet, und davon, wie die Welt beschaffen ist. Genau diese Form von Satzbedeutung als Wahrheitsbedingung wird von Carnaps Satzintensionen erfaßt. Da die Intensionen von Gegenstandsbezeichnungen und Prädikaten gerade diese Satzintensionen rekursiv erzeugen, liefern diese eine im selben Maße adäquate Explikation des intuitiven Bedeutungsbegriffs.

Es gibt aber auch begründeten Zweifel an der Adäquatheit der Explikation. Sehen wir uns als Beispiel die beiden Prädikate "gleichseitiges Dreieck" und "gleichwinkliges Dreieck" an. Die Carnapsche Intension dieser Ausdrücke ist identisch. Intensionen sind ja Funktionen, und zwei Funktionen sind genau dann identisch, wenn sie für dasselbe Argument immer denselben Wert haben. Dies ist nun bei den beiden erwähnten Prädikaten der Fall: Die Intensionen von "gleichseitiges Dreieck" und "gleichwinkliges Dreieck" ordnen jeder möglichen Welt als Argument genau dieselbe Extension zu. Denn jedes gleichseitige Dreieck ist notwendigerweise gleichwinklig, und jedes gleichwinklige Dreieck notwendigerweise gleichseitig. Daher ist die Menge der gleichseitigen Drei-

ecke identisch mit der Menge der gleichwinkligen Dreiecke, nicht nur in der tatsächlichen, sondern in jeder möglichen Welt. (Versuchen Sie als Gegenteil, sich eine Welt vorzustellen, in der ein gleichseitiges Dreieck nicht gleichwinklig ist, und vice versa.) Doch sind auch die sprachlichen Bedeutungen von "gleichseitig" und "gleichwinklig" dieselben? Unsere Intuition geht sicher dahin, daß diese Ausdrücke nicht bedeutungsgleich sind. Wie diese Intuition in diesen und in ähnlichen Fällen zu explizieren ist, ist eine andere Frage³⁵; Carnap wird ihr jedenfalls erst einmal nicht gerecht.

Zweitens ist klar, daß der Begriff der möglichen Welt für Carnaps Theorie grundlegend ist; letztere läßt sich nicht ohne ersteren verstehen. Doch ist unter Sprachphilosophen eine Skepsis oder ein Unverständnis gegenüber möglichen Welten weit verbreitet; ich halte das für teilweise unberechtigt. Sicherlich ist es in Bezug auf Carnap unberechtigt (vgl. obige Fußnote 34). Man muß, denke ich, zwischen einem harmlosen und einem problematischen Verständnis von möglichen Welten unterscheiden. In einem harmlosen Sinn ist eine mögliche Welt nichts weiter als eine mögliche bzw. *kontrafaktische Situation*, also etwas mehr oder weniger Kleines, was nur in einem *relativen* Sinn vollständig ist, eben relativ zu gegebenen Mitteln und Zwecken. Wenn man etwa in der Wahrscheinlichkeitstheorie an dem Verhalten eines Würfels interessiert ist, so wird eine mögliche Welt einfach durch eine (möglicherweise unendlich lange) Folge aus den Zahlen 1, ..., 6 repräsentiert, die angibt, welche Werte mit diesem Würfel (bei möglicherweise unendlich vielen Würfeln) gewürfelt werden könnten. Oder wenn wir an der Interpretation einer gegebenen Sprache (oder eines Ausschnitts davon) interessiert sind, dann brauchen die zur Interpretation verwandten möglichen Welten nur so vollständige Möglichkeiten aufzufächern, wie mit dieser Sprache überhaupt unterschieden werden können (genau das wollte Carnap mit seinen Zustandsbeschreibungen tun). Die philosophische Rede von möglichen Welten ist insoweit also nur das Gegenstück zu der uns intuitiv wohlvertrauten kontrafaktischen Rede, in der wir uns alle möglichen Möglichkeiten vorstellen, wie es auch hätte zugehen können. Wenn man über diese philosophische Rede stolpert, sollte man immer an diesen harmlosen Sinn denken.

In einem problematischen Sinn sind mögliche Welten aber so etwas wie in einem *absoluten* Sinne vollständige Möglichkeiten, die dann nicht bloß für diese oder jene Anwendung, sondern für alle denkbaren Zwecke überhaupt fein genug diskriminiert sind. Problematisch daran ist, was man sich unter absoluter Vollständigkeit oder allen Zwecken überhaupt vorstellen soll und ob man damit nicht den Bereich sinnvollen Redens verläßt. Gewiß legt der Ausdruck "mögliche Welt" solch ein problematisches absolutes

³⁵ S. hierzu insbesondere Bealer (1982), dessen Theorie gerade auf dieses Problem abzielt.

Verständnis nahe; wir können uns hier aber ganz auf seinen harmlosen Sinn zurückziehen.³⁶

So viel zur weiteren Erläuterung von Carnaps Intensionsbegriff, der sowieso unser Dauerthema bleiben wird. Kehren wir zu der Frage zurück, wie Carnap mit Extensionen und Intensionen rekursive Semantik treibt; das Beispiel der Prädikation hatten wir ja schon betrachtet. Hier ist insbesondere die Thematik *extensionaler und intensionaler Kontexte*, wie Carnap es nennt, zu behandeln. Solchen Kontexten entsprechen Freges "gerade" und "ungerade" Konstruktionen und Russells "transparente" und "nicht transparente" Kontexte. (In dieser unterschiedlichen Terminologie für ähnliche Phänomene spiegeln sich natürlich divergierende Auffassungen über die Art der Unterscheidung zwischen den beiden Kontexttypen und über die Lösung der Probleme, die durch die "intensionalen" Kontexte, um den Carnapschen Ausdruck zu gebrauchen, entstehen.) Carnaps Unterscheidung und Analyse von extensionalen und intensionalen Konstruktionen ist von der Fregeschen Behandlung gerader und ungerader Kontexte stark inspiriert, aber eben nicht mit dieser identisch. Um Carnaps eigenen Ansatz besser herauszuheben, wollen wir uns für einen Moment an Freges Überlegungen zu dieser Problematik erinnern. Vorderhand können wir sagen, daß ein Fregescher ungerader Kontext sich von einem geraden Kontext dadurch unterscheidet, daß in ihm das folgende *Substitutionsprinzip* nicht zu funktionieren *scheint*: Wenn wir in einem komplexen Ausdruck zwei Teilausdrücke mit derselben Bedeutung (Referenz) substituieren, so ändert sich hierdurch die Bedeutung (Referenz) des komplexen Ausdrucks nicht. Dieses Ersetzungsprinzip folgt aus Freges *Funktionalitätsprinzip*, das besagt, daß die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks eine Funktion der Bedeutung seiner Teile ist. Wo immer das Substitutionsprinzip versagt, gilt auch das Funktionalitätsprinzip nicht, und deshalb können wir auch formulieren: Ein ungerader Kontext ist ein solcher, der nicht bedeutungsfunktional zu sein *scheint*. Doch wollte Frege an der *uneingeschränkten* Gültigkeit dieser beiden Prinzipien sowie der analogen Prinzipien für Sinne festhalten. Seine Lösung des Dilemmas bestand dann darin, daß Ausdrücke in verschiedenen Kontexten eben verschiedene (gerade oder ungerade) Bedeutung und verschiedenen (geraden oder ungeraden) Sinn haben, wobei die ungerade Bedeutung just gleich dem geraden oder gewöhnlichen Sinn war. Die unerwünschten Nebenwirkungen dieser Lösung haben wir schon diskutiert.

³⁶ Zum Zusammenhang zwischen kontrafaktischer Rede und möglichen Welten s. Lewis (1972), der ersten ausführlich ausgearbeiteten Logik kontrafaktischer Aussagen, und vor allem Lewis (1986), der prominentesten und umsichtigsten Verteidigung seines sogenannten modalen Realismus und des absoluten Begriffs von möglichen Welten.

Carnap geht einen anderen Weg. Die Extension und die Intension sprachlicher Ausdrücke sind bei ihm *nicht* in Freges Weise vom sprachlichen Kontext abhängig.³⁷ Damit entfällt insbesondere die Notwendigkeit für Freges merkwürdige und nicht weiter ausgeführte Konzeption mehrfach ungerader Bedeutungen und Sinne. Dafür schränkt er die Gültigkeit der Substitutions- und Funktionalitätsprinzipien ein. Carnap formuliert das folgende Substitutionsprinzip für Extensionen: Extensionsgleiche Ausdrücke sind *in allen extensionalen Kontexten* salva extensionale substituierbar. Da ein Kontext meistens ein Satz ist und die Extension eines Satzes dessen Wahrheitswert ist, bedeutet "salva extensionale" in aller Regel "salva veritate". Dabei heißt ein Kontext *extensional*, wenn dieses Substitutionsprinzip für ihn gilt. Man kann dies auch so ausdrücken: Ein extensionaler Kontext ist *extensionsfunktional*, d.h. seine Gesamtextension baut sich aus den Extensionen seiner Teilausdrücke auf. Dieses Substitutionsprinzip gilt also per definitionem; gehaltvoll sind stattdessen Aussagen darüber, welche Kontexte nun extensional sind und welche nicht. Entsprechend heißt ein Kontext *intensional*, wenn er (a) nicht extensional ist, und (b) *intensionsfunktional* ist, d.h. wenn seine Gesamtintension von den Intensionen seiner Teilausdrücke abhängt. Per definitionem gilt also wiederum ein Substitutionsprinzip für Intensionen innerhalb intensionaler Kontexte, und wie zuvor ist die eigentliche Frage, welche Kontexte nun intensional sind und welche nicht. Kontexte, die weder extensional noch intensional sind, heißen schließlich *hyperintensional* (ein Wort, was freilich noch nicht von Carnap geprägt wurde). Hyperintensionale Kontexte lassen sich mit Carnaps Theorie vorderhand nicht behandeln. D.h., Carnaps Theorie ist umso erheller und erfolgreicher, je mehr sprachliche Konstruktionen oder Kontexte sich als extensional oder intensional herausstellen. Wir haben schon etliche *extensionale* Konstruktionen kennengelernt: Prädikation, "es ist nicht der Fall, daß ...", "und", "oder", etc. Sie werden gerade in der extensionalen Logik einer formalen Behandlung unterzogen, deren Kerndisziplinen die Aussagenlogik und die Prädikatenlogik 1. Stufe sind.

Klare Beispiele für *intensionale* Konstruktionen sind für Carnap vor allem Modalkontexte. Unser Beispiel "Es ist notwendig, daß 9 größer als 7 ist" gehört in diese Kategorie. Ersetzt man in dieser Aussage den Nebensatz durch den extensionsgleichen Nebensatz "daß die Anzahl der Planeten größer als 9 ist", so ändert sich der Wahrheitswert des ganzen Satzes, und somit liegt keine Extensionsfunktionalität vor. Substituieren wir aber denselben Nebensatz durch einen intensionsgleichen, sagen wir durch "daß der Nachfolger von 8 in der natürlichen Zahlenreihe größer als 7 ist", so bleibt die Intension

³⁷ Ganz andere Formen von Kontextabhängigkeit werden wir später im Abschnitt 7 und vor allem im Abschnitt 11 noch hinreichend diskutieren.

des Gesamtsatzes dieselbe. Aber auch das umgangssprachliche "wenn, ..., dann ---" und das "..., weil ---" und mithin alle Formen von konditionalen, kontrafaktischen und kausalen Aussagen gehören zu den intensionalen Konstruktionen (auch wenn man das ausführlich diskutieren könnte und müßte). Und so weiter.

Das Standardbeispiel für *hyperintensionale* Konstruktionen liefern die Zitierkontexte. Wenn wir Ausdrücke in Anführungszeichen setzen, so stehen sie nicht in einem extensionalen Kontext, denn sie sind nicht *salva veritate* substituierbar. Solche Konstruktionen sind aber offensichtlich auch nicht intensional, weil sie dem Prinzip der Intensionsfunktionalität nicht folgen. Doch sind Zitate für Carnap nicht die einzigen Beispiele für hyperintensionale Konstruktionen. Bei unserer Diskussion von Frege im Abschnitt 4 mochte es noch so scheinen, als seien Glaubenskontexte oder allgemeine Konstruktionen mit Verben für propositionale Einstellungen hinsichtlich des eingebetteten Daß-Satzes intensional. Carnap neigt hingegen eher dazu, sie als hyperintensional zu behandeln; seines Erachtens kann sich die Gesamtintension in Kontexten dieses Typs ändern, wenn man intensionsgleiche Ausdrücke substituiert, so daß also das Prinzip der Intensionsfunktionalität nicht erfüllt ist. Wir müssen uns in diesem Zusammenhang daran erinnern, was Intensionsgleichheit bei Carnap heißt. Intensionen sind Funktionen von möglichen Welten in Extensionen, und zwei Ausdrücke haben dieselbe Intension, wenn ihnen dieselbe Funktion entspricht. Nehmen wir z.B. die beiden Sätze *A*: "Die Venus ist ein Stern, oder die Venus ist kein Stern", und *B*: "Wenn die Venus ein Stern ist und kein Stern ist, dann war Napoleon Chinese." Die Intensionen beider Aussagen sind identisch, denn die Funktionen, die ihnen entsprechen, haben für jede mögliche Welt als Argument immer denselben Wert, nämlich das Wahre. Anders ausgedrückt: Diese zwei Sätze sind logisch und mithin notwendigerweise wahr (Notwendigkeit ist Wahrheit in allen möglichen Welten!). Betrachten wir nun die beiden Glaubenssätze: (a) "Peter glaubt, daß *A*" und (b) "Peter glaubt, daß *B*." Hier ist es ohne weiteres vorstellbar, daß (a) wahr ist und (b) falsch. Wären (a) und (b) intensionsfunktional, dann müßten wir aber in der ersten Aussage *A* durch das intensionsgleiche *B* ersetzen können, ohne daß sich die Gesamtintension und damit der Wahrheitswert ändert. Mithin sind (a) und (b) nicht intensional. Aus solchen Gründen heraus ist Carnap im Unterschied zu Frege der Meinung, daß Sätze über das Glauben und über propositionale Einstellungen im allgemeinen hyperintensional sind. Er bleibt allerdings nicht bei diesem negativen Ergebnis stehen, sondern hat noch eine positive Behandlung solcher Konstruktionen anzubieten, auf die wir hier freilich nicht mehr eingehen können.³⁸

³⁸ S. Carnap (1947), §§ 13-15.

Carnap hat mithin zwei entscheidende Verbesserungen gegenüber Frege erzielt. Er hat erstens den bei Frege noch unexplizierten Sinnbegriff in seinen präzise explizierten Intensionsbegriff transformiert; diese Explikation ist freilich nur so klar wie der zugrunde liegende Begriff von möglichen Welten. Und zweitens hat er die einschlägigen Substitutions- und Funktionalitätsprinzipien in durchsichtigerer und problemfreierer Weise formuliert. Diese Verbesserungen waren so durchschlagend, daß sie zur Grundlage fast aller zeitgenössischen Arbeiten über intensionale Kontexte und zur intensionalen Semantik geworden ist. Höhepunkt dieser Entwicklung war in gewisser Weise die technisch freilich sehr anspruchsvolle Montague-Grammatik.³⁹

So viel über Carnap. Halten wir, bevor wir fortfahren, zu einer kurzen kritischen Rückschau inne. Wir haben so weit viel Wichtiges und Beachtenswertes über den intuitiven Begriff der sprachlichen Bedeutung gehört. Doch was haben wir über die intuitive Bedeutung von Namen erfahren? In einer wichtigen Hinsicht sehr wenig. Alle drei Autoren, die ich erläutert habe, waren sich einig, daß die Bedeutung eines Eigennamens (im intuitiven Sinne) mit der Bedeutung einer bestimmten Kennzeichnung gleichzusetzen sei. Über die Bedeutung von Kennzeichnungen (im intuitiven Sinne) sagten alle drei dann sehr viel Lehrreiches, wenn auch mehr oder weniger Unterschiedliches. Doch haben wir fast nichts über die mit einem Eigennamen assoziierte Kennzeichnung gehört, und insoweit hängt die Namenstheorie von allen dreien noch arg in der Luft. Insbesondere in den Abschnitten 8 und 10 werden wir dieses Manko noch aufarbeiten.

Ganz schweigsam waren die drei Autoren zur fraglichen Lücke allerdings nicht, und ich habe schon einige Andeutungen dazu gemacht. Was ich nun zuletzt in diesem Abschnitt kurz erläutern will, ist, daß die diesbezüglichen Vorstellungen der drei Autoren mit der Grundthese in Konflikt gerät, der sich alle drei verschrieben haben, nämlich daß die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks etwas Objektives ist, welches ihm qua seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprache zukommt.

So sagt Frege etwa, daß der Sinn eines Eigennamens in der Art und Weise bestünde, in der der vom Namen bezeichnete Gegenstand gegeben sei. Im Aufsatz "Der Gedanke" (1918/19) diskutiert er aber ausführlich den Namen "Dr. Lauben" und räumt ausdrücklich ein, daß der Sinn dieses Namens für jeden ein anderer sei, eben weil Dr. Lauben jedem auf andere Weise gegeben sei, dem Dr. Lauben selbst ganz anders als seinen Freunden und denen wiederum ganz anders als etwa den Frege-Lesern. In "Sinn und Bedeutung" sagt er Ähnliches über "Aristoteles". Das kann nur heißen, daß die Sinne von Eigennamen subjekt-relativ sind und nicht, wie Frege sonst betont, etwas

³⁹ Vgl. Montague (1974) und Link (1979).

Objektives und Subjektunabhängiges.

Auch wenn Carnap seinen Intensionsbegriff wesentlich ausgefeilt hat, so erfahren wir bei ihm in diesem Punkt kaum etwas anderes. Wiederum variieren die mit einem Individuum assoziierten Individualbegriffe von Subjekt zu Subjekt, und es bleibt unklar, welchen Individualbegriff ein Eigenname qua seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprache ausdrückt.

Bei Russell geht es auch in dieser Hinsicht recht anders zu. Dabei wird ein Punkt wichtig, den ich im vorigen Abschnitt noch unterschlagen habe. Russell unterscheidet nämlich zwischen *logischen* und *gewöhnlichen Eigennamen*. Nur auf die gewöhnlichen Eigennamen trifft all das zu, was ich im vorigen Abschnitt gesagt habe: daß sie synkategorematische Ausdrücke sind, die erst durch eine geeignete Kennzeichnung - welche, blieb unklar - zu ersetzen sind und dann auch als Nominalphrasen durch Russells Verfahren zur Elimination von Kennzeichnungen verschwinden. Die logischen Eigennamen hingegen sind kategorematisch, sie haben selbständige Bedeutung. Was meint Russell damit? Russells Unterscheidung ist keine grammatische, sondern eine erkenntnistheoretische. Logische Eigennamen bezeichnen Gegenstände, mit denen wir unmittelbar bekannt ("acquainted") sind und die wir nicht erst über gewisse Beschreibungen oder Erkenntnisleistungen kennen. Nach Russell gibt es nur ganz wenige logische Eigennamen: indexikalische Ausdrücke wie "dies" und "das", mit denen man nach Russell aber seltsamerweise nicht auf äußere Gegenstände, sondern nur auf die Sinneseindrücke, die man von ihnen hat, Bezug nimmt - nur solche Sinneseindrücke sind einem angeblich unmittelbar gegeben -, oder auch "ich", insoweit man sich selbst direkt gegeben ist. Alle anderen Gegenstände sind dem erkennenden Subjekt hingegen nur über Beschreibungen gegeben, die mit Hilfe solcher logischer Eigennamen, Prädikaten und logischem Vokabular formuliert sind.

Genauer brauchen wir hier auf Russells erkenntnistheoretisches Bild des sogenannten logischen Atomismus nicht einzugehen. In unserem Zusammenhang sind aber schon zwei Punkte klar. Erstens hat jedes Subjekt andere logische Eigennamen, da es mit anderen Gegenständen unmittelbar bekannt ist. Zweitens steht ein gewöhnlicher Eigenname bei jedem Subjekt für eine andere Kennzeichnung, da jedes Subjekt eine andere Beschreibung für den vom Eigennamen bezeichneten Gegenstand hat. So sind also bei allen drei Autoren die sprachphilosophischen Aussagen auf die eine oder andere Weise von erkenntnistheoretischen Erwägungen durchwirkt, welche die aufs Programm geschriebene Objektivität sprachlicher Bedeutung konterkarieren.

In der Tat gibt es einen systematischen Grund, der eine rein objektive Bedeutungstheorie unmöglich zu machen scheint. Eine rekursive Bedeutungszuweisung muß ja

auch Sätzen der Form " x glaubt, daß a ein F ist" oder " x glaubt, daß $a = b$ ist" eine Bedeutung zuordnen; in der Tat sind es ja gerade solche Sätze, die Freges Informativitätsproblem zugrunde liegen und uns dauernd als ein wichtiger Prüfstein dienen. Auch wenn wir die subtilen Differenzierungen, denen der Glaubensbegriff mittlerweile unterworfen worden ist, hier nicht nachvollziehen können, so scheint doch folgendes richtig zu sein: Für die Bedeutung (im intuitiven Sinn) und Wahrheit der angegebenen Sätze kommt es plausiblerweise auf die objektive Bedeutung des eingebetteten Komplementsatzes " a ist ein F " bzw. " $a = b$ " gar nicht an, sondern vielmehr auf das subjektive Verständnis, das das epistemische Subjekt x von ihnen hat. Jedenfalls hängt von diesem Verständnis ab, ob x diesen Komplementsätzen zustimmt; und insofern Zustimmung Glauben ausdrückt, hängt eben auch x 's Glauben davon ab. Dies heißt aber nichts anderes, als daß eine objektive Bedeutungstheorie, die auch die objektive Bedeutung von Glaubenssätzen erfassen will, ohne eine Theorie der subjektiven Bedeutung oder des subjektiven Verständnisses gar nicht auskommen kann.

Vielleicht war es dieser Punkt, der Frege, Russell und Carnap zu den skizzierten ambivalenten Äußerungen geführt hat. Ganz gewiß ist es ein Punkt, der allen Sprachphilosophen bis heute gewaltige chronische Schwierigkeiten bereitet. Insofern werden wir ihn auch hier nicht wirklich aufklären. Erst mit Kaplans Theorie im Abschnitt 11 werden wir ihn aber ein Stück weit positiv fortführen können.

7. Strawson über das Bezeichnen von Gegenständen

Peter F. Strawson ist vielleicht der bedeutendste lebende britische Philosoph, dessen zwei wichtigsten Bücher "Individuals" (1959) und "The Bounds of Sense" (1966) entscheidenden Anteil daran hatten, für die analytische Philosophie die Ontologie als philosophische Disziplin und Kant als philosophische Größe wiederzuentdecken. Wir befassen uns hier mit seinem Aufsatz "On Referring" (1950), welcher Russells Kennzeichnungstheorie kritisiert und fortentwickelt. Russell hat darauf eine heftige Replik (1957) verfaßt, des Tenors, daß er, Russell, das wenig Richtige, was Strawson sage, selbst schon seit langem gesagt habe. Das ist etwas unfair, und selbst wenn es so wäre, so sind eben erst mit Strawsons Aufsatz diese wichtigen Punkte in der einschlägigen Diskussion prominent geworden. Dies ist Grund genug, hier auf ihn einzugehen. Vor allem zwei Punkte sind es, die er in die Debatte eingeführt hat.

Der *erste* wichtige Punkt liegt darin: Bisher habe ich mit meinen Beispielen so getan, als sei es allein der sprachliche Ausdruck, der Name oder die Kennzeichnung, der seinen Bezug bestimmt. Dem ist aber, so Strawson, allermeistens nicht so. Auf was sich eine Gegenstandsbezeichnung bezieht, hängt in der Regel vielmehr von *pragmatischen Komponenten*, vom *Kontext ab*. Unter einem Kontext ist dabei der Zusammenhang zu verstehen, in dem eine Gegenstandsbezeichnung bzw. ein Satz, der sie enthält, geäußert wird. Typische Kontextfaktoren sind z.B. Zeit, Ort, Situation, Thema, die Geschichte von Sprecher und Hörer etc. Diese Kontextabhängigkeit ist leicht zu veranschaulichen. Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich in einem Seminar über die unmittelbare deutsche Nachkriegsgeschichte. In dieser Veranstaltung äußert jemand den Satz: "Eines der vorrangigsten Ziele des deutschen Bundeskanzlers war die deutsch-französische Verständigung." Es ist klar, daß sich die Kennzeichnung "der deutsche Bundeskanzler" hier auf Konrad Adenauer bezieht. Die Menge der Bedingungen, aufgrund derer dies klar ist, macht dabei den Kontext dieser Äußerung aus. Stellen Sie sich hingegen vor, Sie hörten heute abend in den Nachrichten die Äußerung: "Der deutsche Bundeskanzler traf heute den französischen Präsidenten zu einem Arbeitsessen." In diesem Kontext steht der Ausdruck "der deutsche Bundeskanzler" offensichtlich für niemand anders als Helmut Kohl.

In diesem Beispiel ist nur die fehlende Zeitbestimmung, welcher Zeit Bundeskanzler gemeint ist, aus dem Kontext heraus zu ergänzen. Aber oft liefert der sprachliche Ausdruck allein noch weniger Handhabe. Ich komme vom Arbeitstag nach Hause und frage meine Frau: "War der Mann da?". Meine Frau: "Ja." Kein Außenstehender

kann diesen Wortwechsel verstehen. Aber meine Frau und ich teilen das Wissen, daß der einzige Besucher, den wir für diesen Tag erwartet hatten, der Schornsteinfeger war. Also bezog sich "der Mann" in diesem Kontext auf den für unser Haus zuständigen Schornsteinfeger, und ich weiß aufgrund dieser Unterhaltung, daß dieser tatsächlich da war.

Zudem gibt es viele Gegenstandsbezeichnungen, in denen die Kontextabhängigkeit ganz explizit ist. Dazu gehören indexikalische Ausdrücke wie "ich" oder "gestern", deren Bezug man nur kennt, wenn man weiß, wer sie wann in den Mund genommen hat, oder demonstrative Ausdrücke wie "der da" oder "dieser Tisch", die erst in Verbindung mit Zeigegesten und ähnlichen einen eindeutigen Bezug bekommen.

Schließlich sind natürlich nicht nur Kennzeichnungen, sondern auch Eigennamen in ihrem Bezug kontextabhängig, obwohl Strawson dies nicht ausdrücklich bemerkt. Viele Personen und auch andere Gegenstände, z.B. Orte, heißen "Wolfgang", und von welchem Wolfgang jeweils die Rede ist, ist wiederum aus dem Kontext heraus zu bestimmen.⁴⁰

Darüber hinaus ist es Strawson zufolge bei Kennzeichnungen nicht nur kontextabhängig, auf welchen Gegenstand sie sich beziehen, sondern auch, ob sie überhaupt als Gegenstandsbezeichnung verwendet werden. Die Kennzeichnung "der deutsche Bundeskanzler" spielt z.B. in dem Satz "der deutsche Bundeskanzler bestimmt die Richtlinien der deutschen Politik" die Rolle eines singulären Terms, wenn Helmut Kohl ihn in der Pressekonferenz äußert (da hätte er ebensogut "ich bestimme ..." sagen können); die Kennzeichnung hat hingegen diese Rolle nicht, wenn sich dieser Satz in einem Text findet, der das parlamentarische System der Bundesrepublik Deutschland beschreibt. Im letzteren Kontext wird sie eben benutzt, nicht um über ein bestimmtes Individuum, sondern um über jedes Individuum einer bestimmten Funktion etwas auszusagen.

Diese Beobachtungen führen Strawson dazu, drei Dinge zu unterscheiden:

- (a) Gegenstandsbezeichnungen bzw. Sätze mit Gegenstandsbezeichnungen
- (b) Verwendungen von Gegenstandsbezeichnungen bzw. von Sätzen mit Gegenstandsbezeichnungen

⁴⁰ Genauer gesagt besteht hier eine theoretische Alternative, die ich hier nicht entscheiden kann, die aber Konsequenzen hat: Man kann den Namen "Wolfgang" entweder als ein einziges kontextabhängiges Wort auffassen, welches dann immer demonstrativ, gewissermaßen immer als "dieser Wolfgang", verwendet würde. Oder man kann ihn als vielfach ambig auffassen, vergleichbar dem Wort "Schloß"; dann wäre er die gemeinsame und bei jeder Verwendung zu desambiguierende Lautform vieler Homonyme, deren jedes zum Lexikon der betrachtenden Sprache gehörte. Vgl. dazu auch Burge (1973).

- (c) Äußerungen von Gegenstandsbezeichnungen bzw. von Sätzen mit Gegenstandsbezeichnungen.

Was meint Strawson mit diesen Unterscheidungen? Schauen wir uns Strawsons eigenes Beispiel an. "Der König von Frankreich ist weise" ist ein Satz, in dem eine Gegenstandsbezeichnung vorkommt. Dieser Satz kann bei verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeitpunkten geäußert werden, etwa im 17. Jahrhundert, im 18. Jahrhundert oder auch in der Gegenwart. Bei all diesen Äußerungen handelt es sich um *verschiedene Äußerungen desselben Satzes*. Was die *Verwendung* betrifft, so gibt es nach Strawson zwei Fälle: Es können bei zwei verschiedenen Äußerungen desselben Satzes *verschiedene* Verwendungen des Satzes vorliegen, oder auch *dieselbe* Verwendung. Der erste Fall besteht, wenn etwa zwei Personen unseren Beispielsatz unter verschiedenen französischen Königen äußern; die eine Person äußert ihn z.B. unter dem Regime Ludwigs XIV und die andere unter der Herrschaft Ludwigs XV. Dann wird derselbe Satz verschieden verwandt. Mit dem zweiten Fall haben wir es zu tun, wenn zwei Personen den Satz gleichzeitig unter der Herrschaft Ludwigs XIV äußern; in diesen zwei Äußerungen wird dann der Satz auf dieselbe Weise verwandt. Natürlich gilt die Unterscheidung zwischen Ausdruck, Verwendung und Äußerung nicht nur für Sätze mit Gegenstandsbezeichnungen, sondern auch für die Gegenstandsbezeichnungen selbst. Nicht der singuläre Term an sich benennt ein bestimmtes Individuum, sondern wir verwenden ihn, um uns auf ein einzelnes Objekt zu beziehen, und somit ist auch der Bezug oder das Für-etwas-Stehen ein Merkmal der Ausdrucksverwendung.

Das bisher Gesagte klingt banal, und Sie werden sich vielleicht fragen, warum diese selbstverständlich scheinenden Dinge erst an dieser Stelle eingeführt werden. Strawson bemerkt denn auch, daß viele Logiker und Sprachphilosophen vor ihm pragmatische Überlegungen vernachlässigt haben, und er führt dies unter anderem auf ein einseitiges Interesse an formalen Systemen zurück. In der Tat galt z.B. Freges Hauptinteresse der Grundlegung der Mathematik durch die Logik, Russell verfolgte ganz ähnliche Ziele, und auch Carnap verfolgte, durch Frege geprägt, ein idealsprachliches Programm. In sprachphilosophischer Hinsicht hatte diese Ausrichtung natürlich Konsequenzen. Eine davon war sicherlich eine gewisse Vernachlässigung von Bedeutungsproblemen *natürlicher Sprachen*, galt doch das ursprüngliche Interesse dem korrekten Verständnis einer *Wissenschaftssprache*, nämlich derjenigen der Mathematik, bzw. dem Aufbau einer Idealsprache. Daraus folgt allerdings nicht, daß die Gedanken der bisher behandelten Autoren für die Philosophie der normalen Sprache unfruchtbar wären; sie werden nur auf indirekterem Wege fruchtbar, als bisher vielleicht zu vermuten war. Strawson legt jedenfalls großen Wert darauf, daß er von der Umgangssprache als Ori-

entierungsgrundlage ausgeht, und es ist nicht zufällig, daß er unter dieser Perspektive sehr schnell auf die geschilderten pragmatischen Überlegungen stößt.

Welche Schlußfolgerungen zieht Strawson aus dem bisher Gesagten? Eine Konsequenz ist, daß wir im allgemeinen nicht mehr sagen dürfen, Wahrheit und Falschheit kämen Sätzen an sich zu. Vielmehr sind *Wahrheit* und *Falschheit* Eigenschaften der *Verwendung von Sätzen*. Es macht offensichtlich keinen Sinn zu fragen, ob unser Satz "der König von Frankreich ist weise" wahr oder falsch ist. Wir können ihn nur verwenden, um eine wahre oder falsche (oder eventuell gar keine) Aussage zu machen, und welcher Wahrheitswert einer bestimmten Verwendung zukommt, hängt von ihrem Kontext ab. Ebenso wenig können wir sagen, daß ein Satz etwas über ein bestimmtes Objekt aussagt; offenbar können wir ihn ja verwenden, um über ganz verschiedene Objekte etwas auszusagen. Nicht nur Wahrheit und Falschheit, sondern auch das Über-Etwas-Sprechen ist also eine Funktion des Satzgebrauchs und nicht des Satzes an sich.

Entsprechend stellt sich Strawson die Frage nach der *Bedeutung* von Namen (im normalen Sinne) ganz anders dar. Bisher spielte ja nur der *Bezug* von Gegenstandsbezeichnungen eine Rolle; doch ergibt sich aus Strawsons Überlegungen, daß die Bedeutung eines Namens nicht mit den möglichen Bezügen seiner möglichen Verwendungsweisen identifiziert werden kann. Mithin rekuriert Strawsons Bedeutungsbegriff auf den Sprachgebrauch; etwas genauer gesagt, vertritt er die folgende Auffassung: *Die Bedeutung eines Namens ist eine Menge von Regeln und Konventionen, die seine richtige Verwendung festlegen*. Die Bedeutung einer Gegenstandsbezeichnung zu beschreiben, heißt demnach anzugeben, wie man sie verwendet, um sich mit ihr korrekt auf ein Objekt zu beziehen. Diese Bestimmungen sind arg vage, und Strawson erläutert sie auch nicht viel näher. Letztlich bleibt unklar, was die für einen Ausdruck einschlägige Menge von Regeln und Konventionen genau sein soll. Im Moment brauchen wir darauf auch nicht näher einzugehen. Denn die von Strawson thematisierten Phänomene sind erst von Kaplan (1977) detailliert und prägnant auf den theoretischen Punkt gebracht worden, mit dem wir uns im Abschnitt 11 noch ausführlich beschäftigen.

Ergibt sich so weit schon eine Kritik an Russell? Ja und nein. Einerseits hat Russells Meinung, die Bedeutung eines Namens sei mit dem von ihm benannten Individuum zu identifizieren, für Strawson sowohl falsche Voraussetzungen als auch unplausible Konsequenzen. Und Russell mag zu dieser Meinung geneigt haben, weil er nicht zwischen Ausdruck und Ausdrucksverwendung unterschied. Hätte er diese Unterscheidung ernst genommen, dann, so Strawson, hätte er zu der Einsicht kommen können, daß im allgemeinen nur Verwendungsweisen von Gegenstandsbezeichnungen einen eindeutigen Bezug haben, anstatt zu folgern, daß die überwiegende Zahl von Gegenstands-

bezeichnungen und selbst von Namen gar keine Bedeutung in seinem Sinne hätten.

Andererseits verweist Russell (1957) darauf, daß er die fraglichen Phänomene selbst schon unter dem Begriff "egozentrische Kennzeichnungen" thematisiert habe. Weiter könnte er sagen, daß die Probleme, die er mit seiner Kennzeichnungstheorie lösen wollte und die wir im Abschnitt 5 vorgestellt haben, von Fragen der Kontextabhängigkeit unabhängig seien und dann eben als Probleme der Bedeutung von Verwendungen von Gegenstandsbezeichnungen anstatt von Gegenstandsbezeichnungen selbst unverändert fortbestehen würden. In der Tat verhelfen die bisherigen Beobachtungen diesen Problemen so weit nicht zu einer anderen oder gar besseren Lösung. Diesen Problemen ist vielmehr Strawsons zweiter wichtiger Punkt gewidmet.

Dieser *zweite* Punkt besteht in der Unterscheidung zwischen *Inhalt* oder *Bedeutung* eines Satzes (im normalen Sinne) einerseits und seiner *Präsupposition* andererseits. Diese Unterscheidung entwickelt Strawson in seiner Auseinandersetzung mit Russells Problem mit dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Dieses Problem bestand, wie erinnerlich, darin, daß ein Satz wie "der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig" nach dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten (*tertium non datur*) entweder wahr oder falsch sein muß. Er scheint aber weder das eine noch das andere sein zu können, weil sich die in ihm enthaltene Kennzeichnung auf nichts bezieht. Russell löste diese Schwierigkeit, indem er bestritt, daß wir es hier mit einer Subjekt-Prädikat-Aussage zu tun haben, deren Subjekt der Ausdruck "der gegenwärtige König von Frankreich" ist. Vielmehr handle es sich um eine komplexe Existenzaussage, die informell besagt: "Es gibt einen und nur einen König von Frankreich, und wer immer König von Frankreich ist, ist kahlköpfig." Diesem Satz können wir nun einen Wahrheitswert zuordnen, nämlich das Falsche.

Strawsons Kommentar zu diesem Problem ist ein doppelter: Erstens trifft es nicht zu, daß jemand, der einen Satz mit einer leeren Gegenstandsbezeichnung äußert, eine wahre oder falsche Behauptung macht. Zweitens trifft es nicht zu, daß ein Satz mit einer Gegenstandsbezeichnung eine Existenzbehauptung impliziert. Strawson ist also zunächst einmal der Ansicht, daß wir heute mit dem Satz "der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig" weder etwas Wahres noch etwas Falsches sagen. Die Frage nach der Wahrheit oder Falschheit stellt sich ganz einfach nicht, weil es keinen solchen König gibt. Es gibt demnach bestimmte Verwendungen von Sätzen - hier wird der erste Punkt von Strawson wieder wichtig -, mit denen keine Behauptung gelingt und die mithin weder wahr noch falsch sind. Diese Auffassung läßt sich natürlich nur dann halten, wenn auch der zweite Teil des Kommentars richtig ist, wenn also ein Satz mit einer Gegenstandsbezeichnung keine Existenzaussage impliziert. An dieser Stelle führt

Strawson nun die Unterscheidung zwischen *logischer Implikation* und *Präsupposition*⁴¹ ein:

Der Satz *B* ist eine *Präsupposition* des Satzes *A* bzw. *A* *präsupponiert B* genau dann, wenn *B* wahr sein muß, damit *A* überhaupt wahrheitswertfähig ist; wäre *B* falsch, so hätte *A* keinen Wahrheitswert. Hingegen ist *B* eine (*logische*) *Implikation* von *A* (oder gehört zum *Inhalt* von *A*) genau dann, wenn *B* wahr sein muß, sofern *A* wahr ist; wäre *B* falsch, so müßte auch *A* falsch sein. Es dürfte klar sein, wie diese Unterscheidung, getreu dem ersten Punkt von Strawson, auf Verwendungen von Sätzen pragmatisch zu relativieren ist.

Wie diese Unterscheidung hier zum Tragen kommen soll, ist unmittelbar ersichtlich: Mit der Verwendung einer Gegenstandsbezeichnung in einem Satz wird eben präsupponiert und nicht impliziert, daß diese Bezeichnung sich auf genau ein Individuum bezieht; ist diese Einzigkeitspräsupposition falsch, so ist die Satzverwendung nicht wahrheitswertfähig, es wird mit ihr gar nichts behauptet.

Neben den mit Gegenstandsbezeichnungen verknüpften Einzigkeitspräsuppositionen gibt es viele andere semantische Präsuppositionen. Ich will nur mit zwei Beispielen die Phantasie anregen. Der Satz "*a* hat aufgehört zu rauchen" präsupponiert, daß *a* früher geraucht hat; hätte *a* nie geraucht, so stellte sich gar nicht die Frage, ob er damit aufgehört hat oder nicht. Ebenso präsupponiert der Satz "*a* weiß, daß *p*", daß *p* tatsächlich der Fall ist; nur von Tatsachen kann man sagen, daß einer um sie weiß oder nicht weiß; von Nicht-Tatsachen kann man das nicht sagen. Bei den Präsuppositionen handelt es sich also um ein verbreitetes Phänomen, das die intensive Aufmerksamkeit des Semantikers und Sprachphilosophen verdient.

Freilich ist auch klar, daß die oben gegebene Erläuterung des Präsuppositionsbegriffs den Rahmen der klassischen zweiwertigen Logik sprengt; es war ja darin explizit von *Wahrheitswertlücken* die Rede, davon, daß ein Satz weder wahr noch falsch ist. Insofern liegt etwas Umstürzlerisches in Strawsons Unterscheidung. Entsprechend heftig reagiert Russell (1957) darauf; um die Zweiwertigkeit zu retten, will er sein "falsch" als Strawsons "nicht wahr" verstanden wissen, welches in Strawsons Sinn Falschheit wie Wahrheitswertlosigkeit umfaßt. Dies bedeutet, daß er die Unterscheidung zwischen Präsupposition und Implikation einfach nicht ziehen will. Das allein muß noch nicht falsch sein; ohne gewisse Unterscheidungen ist man bloß ärmer dran. Festzuhalten ist

⁴¹ Genauer gesagt, geht es nun um *semantische* Präsuppositionen, die wir im Abschnitt 9 mit Donnellan von den *pragmatischen* Präsuppositionen unterscheiden werden. Statt "Präsupposition" könnte man auch einfach "Voraussetzung" sagen. Doch hat "Präsupposition" in diesem Zusammenhang eine ganz spezielle Bedeutung angenommen, die "Voraussetzung" nicht hat. Daher empfiehlt es sich, beim Fremdwort zu bleiben.

allerdings, daß Russell und Strawson verschiedene Begriffe von Falschheit haben. Und wo die Logik neben den Gesetzen des Wahrseins auch die des Falschseins beschreibt, knüpft sich daran gleich die Frage - die wir hier allerdings nicht entscheiden wollen -, welche Logik die Gesetze des Falschseins in welchem Sinne richtig wiedergibt. Über diese Frage könnte sich dann doch noch ergeben, daß die Nicht-Beachtung der genannten Unterscheidung Inadäquatheiten in Russells Vorgehensweise nach sich zieht.

Wenn uns nun, wie es scheint, Strawsons Unterscheidung zwingt, den Rahmen der klassischen Logik zu verlassen, so tut sich ein weites Feld auf, das wir hier auch nicht annähernd durchmessen können. Ich will nur kurz andeuten, wie man Strawsons Punkt in Carnaps Rahmen berücksichtigen könnte:

Wie erinnerlich, definierte Carnap die Intension eines sprachlichen Ausdrucks als eine Funktion von der Menge aller möglichen Welten in die Menge möglicher Extensionen (wobei diese sich nach der syntaktischen Kategorie des Ausdrucks richtete). Insofern Carnaps Intensionen für *jede* mögliche Welt definiert waren, waren sie *totale* Funktionen (relativ zur Menge der möglichen Welten). Wir können nun Strawson dadurch gerecht werden, daß wir Intensionen als *partielle* Funktionen (relativ zur Menge der möglichen Welten) auffassen, deren Definitionsbereich also eine echte Teilmenge der Menge aller möglichen Welten ist. Im einfachsten Falle schaut das so aus: Die Intensionen von Prädikaten lassen wir unverändert. Die Intension einer Gegenstandsbezeichnung (z.B. "der gegenwärtige König von Frankreich") partialisieren wir; sie ordnet Welten, in denen die mit dieser Bezeichnung verknüpfte Einzigkeitspräsupposition erfüllt ist (in denen also z.B. genau ein solcher König existiert), diesen eindeutig bezeichneten Gegenstand (z.B. diesen König) zu; für alle anderen möglichen Welten bleibt sie undefiniert. Entsprechend sind auch die Intensionen von Sätzen nur partielle Funktionen. Die Intension von "der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig" ist nur für die Welten definiert, für die auch die Intension von "der gegenwärtige König von Frankreich" definiert ist, und ordnet ihnen dann, je nachdem, das Wahre oder das Falsche zu; für alle anderen Welten bleibt die Intension dieses Satzes undefiniert. Entsprechendes gilt für andere elementare Sätze. Schließlich müßte man Regeln angeben, wie sich die Partialität der Intensionen elementarer Sätze auf die der Intensionen komplexer Sätze fortpflanzt. Ein natürlicher Weg dafür zumindest im Hinblick auf aussagenlogische Zusammensetzungen - und sicherlich der Weg, der Strawson vorschwebte - wäre der zu sagen, daß die Intension eines Satzes gerade für die Welten undefiniert ist, für

die die Intension wenigstens eines seiner Teilsätze nicht definiert ist.⁴² Die Konsequenz davon wäre freilich, contra Russell, daß Sätze wie " p oder nicht p " im allgemeinen in manchen Welten keinen Wahrheitswert erhalten und somit nicht in allen möglichen Welten und so a fortiori auch nicht logisch wahr sind. Doch gibt es Mittel und Wege, diese Konsequenz zu umgehen.⁴³

Dies alles ist hier nicht zu vertiefen. Kehren wir stattdessen zu Strawson zurück und erläutern wir abschließend, wie er mit Hilfe seiner Unterscheidung auf die Probleme reagiert, die Russell zum Ausgangspunkt seiner Kennzeichnungstheorie macht:

Das Problem mit dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten wird von Strawson, wie wir gerade gesehen haben, schlicht negiert; ein Satz der Form " p oder nicht p " muß nicht logisch wahr sein, nämlich dann nicht, wenn er Präsuppositionen hat, die ihrerseits falsch sein können. Hier haben Russell und Strawson einfach verschiedene Intuitionen; aber ich hatte auf van Fraassens Weg hingewiesen, Russells Intuition mit Strawsons Einsicht zu versöhnen.

Das Problem der negativen Existenzsätze behandelt Strawson in seinem Aufsatz nicht. Was er wohl sagen müßte, ist, daß die Existenzpräsupposition, die etwa mit "Pegasus" normalerweise verknüpft ist, in einem solchen Satz wie "Pegasus existiert nicht" aufgehoben ist und daher im Inhalt dieses Satzes negiert werden kann. Eine Ausarbeitung dieser Antwort schlosse allerdings genauere Angaben darüber ein, wie das Aufheben von Präsuppositionen funktioniert. In der Tat hat die Unterscheidung zwischen Inhalt und Präsupposition gewaltige Konsequenzen für das Projekt einer rekursiven Semantik. Denn nunmehr sind nicht bloß die Inhalte oder Bedeutungen einfacher und komplexer Sätze rekursiv zu erklären, sondern auch ihre davon unterschiedenen Präsuppositionen; die Arbeit verdoppelt sich dadurch also. Die letztere Rekursion ist unter dem Titel "Präsuppositionsprojektionsproblem" in die Literatur eingegangen; wir können hier nichts weiter dazu sagen.⁴⁴

Für das Problem der informativen Identitätssätze hat Strawson schließlich einen

⁴² S. hierzu Lewis (1970). Lewis war der erste, der mit der Idee gearbeitet hat, Carnapsche Intensionen zu partialisieren. S. auch Cresswell (1973) sowie Gazdar (1979), die beide mit partiellen Intensionen arbeiten. Vgl. schließlich auch von Kutschera (1976), Abschn. 7.1.

⁴³ Z.B. van Fraassens Methode der Supervaluations im Rahmen der sogenannten freien Logik; s. van Fraassen (1966) und (1968). Zur freien Logik insgesamt, die eine umfassende logische Antwort auf die Probleme im Zusammenhang mit Einzigkeitspräsuppositionen von Gegenstandsbezeichnungen zu geben versucht, vgl. insbesondere die Sammlung von Lambert (1991). Für eine andere erhellende Reaktion auf die anstehenden Probleme s. auch Blau (1977).

⁴⁴ S. aber etwa Grewendorf et al. (1987), Teil VII D. Unser obiger Vorschlag zur Fortpflanzung der Partialität von Intensionen komplexer Sätze war ja auch schon eine Antwort auf dieses Problem, freilich keine, die sich lange halten ließe.

recht originellen Lösungsvorschlag parat. Betrachten wir etwa den Satz

(a) Der dort ist der Mann, der letzte Woche im Lotto gewann.

Frege las das Wörtchen "ist" in dieser Aussage als Identitätssymbol und den ganzen Satz somit als eine Identitätsaussage des Typs " $a = b$ ". Die Problematik solcher Sätze ist inzwischen bekannt: Sie sind offenbar informativ, aber sie scheinen, falls sie wahr sind, nur trivial sein zu können, weil die Ausdrücke links und rechts vom Identitätszeichen für genau denselben Gegenstand stehen. Strawson schlägt nun vor, diese Schwierigkeit dadurch zu lösen, daß man etwa den eben erwähnten Satz gar nicht als Identitätsbehauptung auffaßt, sondern als ganz normale Prädikation:

(b) Der Mann dort gewann letzte Woche im Lotto.

(a) und (b) haben für Strawson genau den gleichen Inhalt oder die gleiche Bedeutung. Der Unterschied liegt in bloß ihren Präsuppositionen; (a) präsupponiert, daß genau einer letzte Woche im Lotto gewonnen hat; (b) präsupponiert dies nicht. Damit ist das Informativitätsproblem verschwunden; (b) ist ja offenkundig informativ.

Um es allgemeiner zu fassen: Strawson unterscheidet zwischen einer *prädikativen* und einer *referentiellen Verwendung von Kennzeichnungen*. Wir gebrauchen eine Kennzeichnung referentiell, wenn wir uns mit ihr auf ein bestimmtes Individuum beziehen wollen. Prädikativ gebrauchen wir eine Kennzeichnung dann, wenn wir sie benutzen, um einem Subjekt etwas zuzuschreiben. Sätze des Typs (a) lassen sich im Sinne von (b) analysieren, weil die Kennzeichnung auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens nicht referentiell, sondern prädikativ verwandt wird. Man erkennt die prädikative Verwendung einer Kennzeichnung grundsätzlich daran, daß sie durch ein normales grammatisches Prädikat ersetzbar ist, soweit es den Inhalt angeht; nur die Einzigkeitspräsupposition, die auch bei der prädikativen Verwendung besteht, geht bei dieser Ersetzung verloren. Merkmal der referentiellen Verwendung einer Kennzeichnung ist es hingegen, daß eine solche Ersetzbarkeit nicht vorliegt.

Diese Lösung des Informativitätsproblems funktioniert freilich nur für Identitätssätze mit Kennzeichnungen und nicht für solche mit Eigennamen; vielleicht liegt es daran, daß ihr Nachhall, soweit ich weiß, gering ist. Überhaupt haben wir durch Strawson gegenüber Russell einiges Neues und Erhellendes über Kennzeichnungen erfahren; in Bezug auf Eigennamen und ihrer Bedeutung stehen wir mit so leeren Händen da, wie wir es am Ende des letzten Abschnitts beklagt hatten. Dies ändert sich endlich im nächsten Abschnitt.

8. Searle über die Bedeutung von Eigennamen

John R. Searle ist einer der prominentesten nordamerikanischen Philosophen. Ursprünglich ist er durch seine Systematisierung der Sprechakttheorie von J.L. Austin bekannt geworden. Auch heute äußert er sich hauptsächlich zur Philosophie der Sprache und des Geistes. Wir wollen uns hier nur mit seinem frühen Aufsatz "Proper Names" (1958) befassen, der eine wichtige Lücke in unseren bisherigen Ausführungen schließt und daher zu einem Bezugspunkt für die weitere Diskussion geworden ist.

Searle befaßt sich in seinem Aufsatz mit der Frage, ob Eigennamen neben einem Bezug auch einen Sinn haben, und, wenn ja, wie dieser Sinn beschaffen ist. Wir haben schon verschiedene Meinungen zu dieser Frage und ihre Begründungen kennengelernt; aber die Frage war immer noch offen. Schauen wir uns also an, was Searle zu diesem Problem zu sagen hat. Er setzt sich zunächst mit dem Standpunkt auseinander, daß Namen überhaupt keinen Sinn haben und ihre einzige semantische Funktion vielmehr in ihrem Gegenstandsbezug liegt. Searle stellt hierzu die folgende Frage: Wie kommt es zu diesem Gegenstandsbezug? Wie genau bezieht sich ein Name auf das Objekt, für das er steht? Er sieht nur drei mögliche Antworten dazu: (1) Der Bezug stellt sich über *andere Namen* für denselben Gegenstand her. (2) Er wird durch *Ostension* oder *Demonstration* hergestellt, also dadurch, daß man den Bezug eines Namens durch eine Zeigegeste identifiziert. (3) Er wird durch *Kennzeichnungen* ermöglicht. Von diesen drei Optionen ist (1) deshalb nicht erhellend, weil durch das Nennen verschiedener Namen für denselben Gegenstand das Problem, wie ein Name sich auf sein Referenzobjekt bezieht, offensichtlich nur verschoben wird. Auch (2) liefert keine allgemeine Antwort, denn Ostension ist nur in Einzelfällen möglich und zudem situationsgebunden; zeigen können wir nur auf sinnlich gegebene Gegenstände; doch reden wir in der Regel über Objekte, die nicht präsent sind. Also, so schließt Searle, bleibt im allgemeinen nur die dritte Alternative. Der Gegenstandsbezug von Eigennamen stellt sich über Kennzeichnungen her, durch die wir in die Lage versetzt werden, die bezeichneten Objekte durch einige ihrer Merkmale zu identifizieren. Dies bedeutet, daß der Bezug von Namen untrennbar mit *Eigenschaften* der bezeichneten Gegenstände verknüpft ist. Die Art dieser Verknüpfung ist so, daß der Objektbezug überhaupt erst dadurch möglich wird, daß wir mit dem Namen entsprechende Objekteigenschaften verbinden. Dies aber heißt, so Searle, nichts anderes als daß Namen mehr haben als einen Bezug. Sie haben offenbar einen Sinn (oder eine Bedeutung), der diesen Bezug festlegt.

So weit Searles Argument, daß Namen nicht ohne Sinn auskommen. Aber was

soll dieser Sinn sein? Wenn er irgendwie durch Kennzeichnungen oder Beschreibungen gegeben sein soll, dann haben wir das alte Problem, daß diese Beschreibungen offenbar nicht zum Inhalt von Behauptungen gehören, die mit einem Namen gemacht werden; darin lag ja ein Hauptgrund dafür, mit Namen keinen deskriptiven Gehalt zu assoziieren. Hier greift Searle auf Strawsons Unterscheidung von Präsupposition und Inhalt zurück. Daß die Kennzeichnungen oder Beschreibungen, durch die der Sinn eines Namens gegeben sein soll, auf den Namensträger zutreffen, gehört nur zur Präsupposition und nicht zum Inhalt von Behauptungen mit diesem Namen. Der Inhalt solcher Behauptungen befaßt sich ausschließlich mit dem Namensträger, von dem bloß präsupponiert wird, daß er sich in bestimmter Weise beschreiben läßt.

Auch wenn damit einem wichtigen Grund, Namen einen Sinn zu verweigern, der Boden entzogen ist, so fehlt uns immer noch eine positive Charakterisierung dieses Sinns. Darum bemüht sich Searle im weiteren. Er erwägt einen maximalen Vorschlag: daß ein Name synonym mit einer *vollständigen* Beschreibung des bezeichneten Gegenstandes sei, bzw., genauer, daß der Name eine solche Beschreibung präsupponiere. Doch ist dies offenkundig absurd: jede wahre Aussage über den Namensträger wäre dann analytisch, bzw. es ließe sich nichts Zutreffendes über den Namensträger sagen, was nicht schon in der Präsupposition enthalten wäre. Und für falsche Aussagen über den Namensträger ergäben sich entsprechende Absurditäten. Also fährt Searle mit einem minimalen Vorschlag fort: daß etwa "Aristoteles" mit "einer, der 'Aristoteles' heißt oder genannt wurde" synonym sei, bzw., genauer, daß "Aristoteles" nur präsupponiere, daß es einen gibt, der "Aristoteles" heißt oder genannt wurde. Aber auch das ist absurd. Viele Individuen heißen "Aristoteles", und daher ist etwa "dieser heißt 'Aristoteles'" allenfalls eine notwendige Bedingung für "dieser *ist* Aristoteles" und keinesfalls damit äquivalent.

Vermutlich liegt die Wahrheit irgendwo in der Mitte. Um diese zu finden und mit hin den Sinn eines Namens zu bestimmen, fragt Searle, was denn die Funktion des Sinns eines Namens ist. Und er antwortet, daß diese Funktion darin besteht, uns *Kriterien zur Identifizierung des Namensträgers* zu geben. Nur sind diese Kriterien eben so vage und schlecht bestimmt, weshalb man so viel Mühe hatte, den Sinn von Namen zu greifen. Worin etwa liegen unsere Kriterien zur Identifizierung von Aristoteles? Nicht ausschließlich in der Kennzeichnung, daß Aristoteles der Lehrer Alexanders des Großen war; dies könnte sich ja noch als falsch herausstellen, ohne daß wir deswegen sagen wollten, es habe Aristoteles gar nicht gegeben. Auch nicht ausschließlich in der Kennzeichnung, daß Aristoteles der berühmteste Schüler Platons war; auch dies könnte sich als falsch erweisen, ohne daß Aristoteles deswegen ins Reich der Fiktion verbannt wer-

den müßte. Und so könnte man für jede einzelne Kennzeichnung argumentieren, die wir für Aristoteles haben; keine dieser Kennzeichnungen liefert für sich ein Identifizierungskriterium.

Aber je mehr der Kennzeichnungen, die wir für Aristoteles haben, uns wegbrechen, desto unsicherer werden die verbleibenden Kennzeichnungen und desto mehr geht uns der Sinn von "Aristoteles" verloren. Träfen etwa die eine Hälfte der Kennzeichnungen auf die eine Person und die andere Hälfte auf eine andere Person zu, so wäre "Aristoteles" vielleicht ambig geworden oder wir würden beide Personen nicht mehr "Aristoteles" nennen wollen; jedenfalls gäbe es *den* Aristoteles nicht mehr. Oder wenn sich die Hälfte unserer Kennzeichnungen als unzutreffend und auch auf niemand anderen zutreffend herausstellte, so gäbe es wiederum unseren historischen Aristoteles nicht mehr; wovon wir dann redeten, wäre allenfalls eine seltsame Mischung von Fiktion und Realität. Und so weiter.

Mithin, so Searle, besteht der Sinn eines Namens in einem *Bündel von Kennzeichnungen*; er liegt in der Majorität unserer Annahmen und Kennzeichnungen vom Namensträger. Das ist ganz vage; weder ist ausgeschlossen, daß manche unserer Kennzeichnungen schwerer wiegen als andere, noch läßt sich spezifizieren, wie groß die Majorität sein muß. Doch liegt diese Vagheit in der Natur der Sache und ist nicht behebbar. Aber eben darin findet für Searle die Verwendung von Namen ihren Grund. Wo wir oft so unbestimmte Identifizierungskriterien für Gegenstände haben, brauchen wir sprachliche Ausdrücke für diese vagen Bündel; hätten wir für einen Gegenstand ein eindeutiges Identifizierungskriterium, könnten wir ja einfach dessen sprachlichen Ausdruck verwenden, um ihn zu bezeichnen.

Bündig zusammengefaßt, meint Searle also, daß *Namen* bzw. einfache Sätze, in denen sie vorkommen, *präsupponieren, daß das meiste, was wir über den Namensträger annehmen und womit wir ihn kennzeichnen, auf diesen in der Tat zutrifft*. Im vorigen Abschnitt habe ich einen ersten Vorschlag erläutert, wie man Strawsons Präsuppositionsbegriff in Carnaps formalen Rahmen unterbringen kann. Damit können wir auch Searles These explizieren, was der Sinn oder die Intension eines Namens oder, um mit Carnap zu reden, der von einem Namen ausgedrückte Individualbegriff ist: die Intension eines Namens "*N*" ist diejenige Funktion, die jeder möglichen Welt *w* dasjenige Individuum zuordnet, welches in *w* die meisten unserer Annahmen der Form "*N* ist der *F*" oder "*N* ist ein *G*" etc. erfüllt, sofern es in *w* genau ein solches Individuum gibt, und die für alle anderen möglichen Welten nicht definiert ist.⁴⁵

⁴⁵ Man beachte, daß dies ausdrücklich zuläßt, daß die Intension von *N* verschiedenen Welten verschiedene Individuen zuordnet. Dieser Umstand wird im Abschnitt 10 noch wichtig werden.

Diese Auffassung Searles wird gemeinhin als *Bündeltheorie des Sinns von Eigennamen* bezeichnet. In der Tat findet sie sich auch schon beim späten Wittgenstein zumindest angedeutet.⁴⁶ Sie hat zwei große Stärken. Durch den Rückgriff auf Strawsons Präsuppositionsbegriff vermeidet sie, wie schon erwähnt, die Inadäquatheit, die im Sinn eines Namens liegende Information zum Inhalt von Behauptungen mit diesem Namen zu rechnen. Und sie vermeidet zudem wie noch nicht erwähnt, die am Ende vom Abschnitt 6 beklagte Tendenz, den Sinn von Eigennamen zu etwas Subjektivem zu machen. Searles Sinn eines Eigennamens *N* ist ein objektiver, der ihm als Teil einer Sprache zukommt. Dies liegt an dem "unser" in der eben gegebenen Definition der Intension von *N*. Dahinter verbirgt sich das "wir" der Sprachgemeinschaft, die die betrachtete Sprache spricht, der *N* angehört. Wenn *meine* Annahmen über Aristoteles sich im wesentlichen als falsch herausstellen, dann weiß ich vielleicht nicht mehr recht, wem meine Annahmen überhaupt galten; so kann jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft seine individuellen Wissensprobleme haben. Doch erst wenn unsere *kollektiven* Annahmen über Aristoteles in der einen oder anderen Weise massiv falsch gehen, bricht auch die kollektive Rede von "Aristoteles" zusammen. Darin liegt ebenfalls ein wichtiger Fortschritt von Searle gegenüber Frege, Russell und Carnap.

Gleichwohl fällt Searle im Abschnitt 10 vernichtender Kritik durch Kripke anheim, so daß die Bündeltheorie heute eher bloß ein negativer Bezugspunkt ist. Um diese Entwicklung begreifen zu können, müssen wir aber erst auf die Ausführungen von Donnellan eingehen, die anhand von Kennzeichnungen in leichter verständlicher Weise die Punkte vorbereiten und einführen, die Kripke dann in Bezug auf Eigennamen vertieft.

⁴⁶ S. insbes. Wittgenstein (1953), §79.

9. **Donnellans Unterscheidung referentiell und attributiv verwandter Kennzeichnungen**

Alles bisher in den Abschnitten 4-8 Ausgeführte möchte ich, mit vergrößernder Pointierung, dem, wie ich es genannt habe, klassischen Standard zurechnen, dem Carnap den formalen Rahmen gegeben hat. Denn all diesen bedeutungstheoretischen Ideen ist gemeinsam, daß sie sich einigermaßen zwanglos in Carnaps Theorie der Extensionen und Intensionen reformulieren lassen; die durchaus gewichtigen Differenzen betreffen eher, wie die Intensionen von Gegenstandsbezeichnungen im einzelnen zu charakterisieren sind.

Demgegenüber kommt in den nächsten drei Abschnitten grundsätzlich Neues ins Spiel, welches den klassischen Standard sprengt; dies war vielleicht nicht von Anfang an klar, scheint mir aber die richtige Sicht auf die Entwicklung der Semantik in den letzten 25 Jahren zu sein. Auch dieses neue Gedankengut hat seinen formalen Rahmen gefunden, nämlich in David Kaplans sogenannter Logik der Demonstrativa⁴⁷, die ich deshalb als die *neue Orthodoxie* bezeichnen möchte.⁴⁸ Dieser Titel, den ich McCulloch (1989) entlehnt habe, beruht halb auf Wunschdenken; denn ein Blick auf die sprachphilosophische Szene insgesamt lehrt, daß die Einsicht, daß Kaplans formaler Rahmen diesen Titel zu Recht trägt, nicht allgemein geteilt wird, auch wenn sich sehr viele Arbeiten explizit auf Kaplans Rahmen beziehen oder in ihm reformulieren lassen.

Der erste wichtige Vorläufer zu dieser neuen Orthodoxie war der Aufsatz "Reference and Definite Descriptions" (1966) von Keith S. Donnellan, der damals wie heute an der UCLA (University of California at Los Angeles) lehrte und lehrt; seine Bedeutung kann daher nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er soll in diesem Abschnitt besprochen werden. In ihm geht es nur um Kennzeichnungen; seine Bezugspunkte sind daher die schon besprochenen Aufsätze von Russell und Strawson. Erst im nächsten Abschnitt über Kripke werden wir verwandte Überlegungen, die sich mit Namen auseinandersetzen, kennenlernen.

Die entscheidende Idee, die hier zu erläutern ist, ist Donnellans Unterscheidung

⁴⁷ In Kaplan (1979); s. auch die Erläuterungen in Abschnitt 11.

⁴⁸ Daß sich dabei *bloß* der formale Rahmen geändert habe, wäre eine irreführende Ausdrucksweise. Vielmehr sind Änderungen, die sogar auf das formale Grundgerüst durchschlagen, in aller Regel die tiefgreifendsten. Um dies aus einem ganz anderen Bereich zu illustrieren: Der revolutionäre Kern von Einsteins spezieller Relativitätstheorie lag in der Einsicht in die *formale* Tatsache, daß Gleichzeitigkeit nicht eine zweistellige, sondern eine dreistellige Beziehung ist, eben zwischen zwei Ereignissen *und* einem Inertialsystem als Bezugssystem!

zwischen *der referentiellen* und *der attributiven Verwendung von Kennzeichnungen*. Ich will sie, wie Donnellan, erst am Beispiel erläutern und dann im Vergleich mit Russell und Strawson theoretisch vertiefen.

Ob eine Kennzeichnung in einem Satz referentiell oder attributiv verwandt wird, ist kein Merkmal der syntaktischen oder semantischen Struktur dieses Satzes; man sieht es einem Satz als solchem nicht an, ob eine in ihm vorkommende Kennzeichnung attributiv oder referentiell zu interpretieren ist. Dies hängt vielmehr vom Verwendungskontext ab. Eine Kennzeichnung wird in einem Satz *attributiv* verwandt, wenn ein Sprecher sie benutzt, um eine Aussage über ein Individuum zu machen, das die in der Kennzeichnung angegebene Eigenschaft erfüllt, *wer oder was auch immer dieses Individuum sein mag*. Hingegen wird eine Kennzeichnung *referentiell* verwandt, wenn sie zu dem Zweck gebraucht wird, *einen ganz bestimmten Gegenstand hervorzuheben bzw. zu identifizieren, von dem die Rede sein soll*.

Am besten veranschaulicht sich man diesen Unterschied an einem Beispiel. Betrachten wir den Satz "der Mörder von Schmidt ist wahnsinnig". Je nachdem, unter welchen Bedingungen und mit welchen Intentionen dieser Satz geäußert wird, kann die Kennzeichnung "der Mörder von Schmidt" entweder attributiv oder referentiell verwandt werden. Stellen Sie sich etwa folgenden Kontext vor: Sie finden die brutal zugerichtete Leiche von Schmidt, und voller Entsetzen über diese Tat äußern Sie obigen Satz. In diesem Fall liegt eine attributive Verwendung der Kennzeichnung vor; diese wird nicht gebraucht, um die Aufmerksamkeit auf eine ganz bestimmte Person zu lenken, sondern um der Person, die dieses Verbrechen begangen hat, *wer sie auch sei*, die Eigenschaft, wahnsinnig zu sein, zuzuschreiben. Statt "der Mörder von Schmidt ist wahnsinnig" könnten Sie unter solchen Umständen genauso gut sagen: "Wer immer Schmidt ermordet hat, ist wahnsinnig."

Ein ganz anderer Verwendungskontext liegt in einer Situation vor, in der Sie den mutmaßlichen Mörder von Schmidt sehen und kennen. Nehmen Sie z.B. an, daß Sie sich in einer Gerichtsverhandlung befinden, in der Müller des Mordes an Schmidt angeklagt ist. Angesichts der Tatsache, daß Müller während des Prozesses äußerst seltsame Verhaltensweisen zeigt, äußern Sie den Satz: "Der Mörder von Schmidt ist wahnsinnig." In diesem Fall gebrauchen Sie die Kennzeichnung referentiell, denn Sie haben die Absicht, über eine ganz bestimmte bekannte Person zu reden. Merkmal der referentiellen Verwendung ist, daß Sie auch sagen könnten "Müller ist wahnsinnig", um Ihre Absicht zu verwirklichen, und damit dann genau dasselbe sagten.

Donnellan arbeitet im weiteren vier distinktive Merkmale der solchermaßen exemplarisch eingeführten Unterscheidung heraus:

(1) Auf das erste Merkmal habe ich schon meine Erläuterung gestützt: mit "der F ist G " wird Unterschiedliches, d.h. etwas mit unterschiedlicher Wahrheitsbedingung, *gesagt*, je nachdem, ob "der F " referentiell oder attributiv verwandt wird. Bei referentieller Verwendung wird mit "der F ist G " von einem bestimmten Gegenstand gesagt, daß er G sei, was auch unter Umständen wahr sein kann, in denen dieser Gegenstand kein F oder nicht das einzige F ist; in die Wahrheitsbedingung für "der F ist G " geht in diesem Fall besagter Gegenstand selbst ein. Bei attributiver Verwendung wird hingegen mit "der F ist G " nicht von einem bestimmten Gegenstand, sondern davon, wer immer F ist, gesagt, daß er G sei; dies kann auch unter Umständen wahr sein, in denen derjenige, der tatsächlich F ist, kein G ist, nämlich dann, wenn unter diesen Umständen nicht der tatsächliche F , sondern jemand anders der F und dann auch G ist.

Ich möchte hinzufügen, daß dies sehr wohl damit verträglich ist, daß der Inhalt der Überzeugung, die ein Sprecher mit der Äußerung von "der F ist G " ausdrückt, bei referentieller und bei attributiver Verwendung derselbe ist. Daß Donnellans Unterscheidung vor ihm nicht richtig gesehen wurde, könnte man also auch darauf zurückführen, daß nicht deutlich zwischen dem mit einer Äußerung Gesagten und dem Inhalt des damit Ausgedrückten unterschieden wurde.

Doch operiert dieses erste Unterscheidungsmerkmal wie dieser Zusatz so weit mit einem bloß intuitiven und daher vielleicht problematischen Begriff des Gesagten. Daher ist es nützlich, auch die weiteren Merkmale zu betrachten:

(2) Wenn in einem Satz des Typs "der F ist G " die Kennzeichnung "der F " attributiv verwandt wird und diese auf keinen Gegenstand zutrifft, so wird mit der Äußerung von nichts ausgesagt, daß es G ist. Wird die Kennzeichnung dagegen referentiell verwandt, so kann die Äußerung auch dann eine Aussage über etwas machen, wenn die Kennzeichnung nicht erfüllt ist. Allgemeiner können wir diesen Punkt auch so fassen: *Durch eine referentiell gebrauchte Kennzeichnung kann auch dann ein Gegenstandsbezug hergestellt werden, wenn diese leer ist; bei einer attributiv verwandten Kennzeichnung ist dies nicht möglich.*

Um dies zu verdeutlichen, stellen Sie sich z.B. vor, daß Sie sich in einer Bar befinden, in der Sie einen Mann sehen, der offenbar ein Messer zückt. Erschrocken äußern Sie den Satz: "Der Mann dort mit dem Messer muß gefährlich sein." Sollte sich herausstellen, daß der Mann, den Sie meinen, gar kein Messer, sondern sein Feuerzeug in der Hand hält, dann haben Sie dennoch eine Aussage über eine ganz bestimmte Person gemacht. Sie wissen, wen Sie mit Ihrer Äußerung meinen, und Ihr Adressat weiß es auch. Stellen Sie sich nun aber vor, daß Sie nicht selbst in der Bar waren, sondern später von jemand anders informiert werden, es habe dort einen Mann mit einem Messer gegeben.

Wiederum reagieren Sie mit dem Satz: "Der Mann mit dem Messer muß gefährlich sein." Wenn die Information, die Sie erhalten haben, falsch ist und es mithin gar keinen Mann mit einem Messer gegeben hat, dann haben Sie mit Ihrer Äußerung über niemanden etwas ausgesagt.

Betrachten wir ein zweites Beispiel, bei dem es sich nicht um einen Satz mit Behauptungsform, sondern um einen Befehl handelt. Wenn jemand befiehlt: "Bring mir das Buch auf dem Tisch!" und dabei die Kennzeichnung referentiell gebraucht, dann kann man seinem Befehl Folge leisten, obwohl kein Buch auf dem Tisch ist. Vielleicht liegt das gemeinte Buch neben dem Tisch; man kann es holen und fragen, ob es das richtige Buch ist. Jedenfalls kann in diesem Fall durch die Kennzeichnung auch dann ein Gegenstandsbezug hergestellt werden, wenn sie auf nichts zutrifft. Anders verhält es sich, wenn Ihnen jemand die falsche Mitteilung macht, es sei ein Buch auf besagten Tisch gelegt worden, und Sie daraufhin sagen: "Bring mir das Buch auf dem Tisch!" In diesem Fall kann der Befehl nicht erfüllt werden, da es weder ein Buch gibt, das auf dem Tisch liegt, noch eines, das "eigentlich" gemeint ist.

(3) Der attributive und der referentielle Gebrauch von Kennzeichnungen unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer *Präsuppositionen*. Beide Verwendungsweisen präsupponieren, daß es etwas gibt, das die Kennzeichnung erfüllt. Die referentielle Verwendung setzt jedoch zusätzlich voraus, daß ein bestimmter Gegenstand die Kennzeichnung erfüllt. Wenn wir beispielsweise den Satz "der Mörder von Schmidt ist wahnsinnig" äußern, und es aus dem Kontext heraus klar ist, daß wir uns hiermit auf Müller beziehen, dann präsupponieren wir erstens, daß jemand Schmidt ermordet hat, und zweitens, daß es in der Tat Müller war, der dies getan hat. Gebrauchen wir aber die Kennzeichnung darin attributiv, also in dem Sinne von "wer auch immer Schmidt ermordet hat, ist wahnsinnig", dann ist unsere Präsupposition nur, daß jemand den Mord begangen hat, aber nicht, daß es sich dabei um Meyer oder Müller oder Schulze handelt.

(4) Zwar präsupponieren beide Verwendungsweisen die Existenz von etwas, das die Kennzeichnung erfüllt, doch die *Gründe für diese Existenzpräsupposition* sind in beiden Fällen verschieden. Beim attributiven Gebrauch einer Kennzeichnung präsupponiert der Sprecher deshalb, daß es etwas gibt, auf das diese zutrifft, weil er sonst keine wahre oder falsche Aussage machen könnte. Wenn Schmidt keinen Mörder hat, dann kann mit dem Satz "der Mörder von Schmidt ist wahnsinnig" nichts Wahres gesagt werden, falls die Kennzeichnung attributiv verwandt wird. Beim referentiellen Gebrauch entsteht die Existenzpräsupposition dadurch, daß wir dasjenige Objekt, auf das wir uns mit der Kennzeichnung beziehen wollen, korrekt beschreiben wollen. Sie stammt nicht daher, daß der Zweck unseres Sprechaktes zwangsläufig nicht erreicht wä-

re, wenn die Kennzeichnung nicht erfüllt ist.

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen: Attributive und referentielle Verwendungsweisen von Kennzeichnungen unterscheiden sich nach Donnellan hinsichtlich *des mit ihnen Gesagten, ihrer Präsuppositionen, der Gründe für diese Präsuppositionen* und *der Konsequenzen des Nicht-Erfülltseins der Präsuppositionen*. Es ist offensichtlich, daß diese Auffassung grundlegend von den Kennzeichnungstheorien Russells und Strawsons abweicht; diese Abweichungen seien im folgenden aufgelistet:

(a) Russell lehrte, daß jeder Satz mit einer Kennzeichnung eine Existenzbehauptung impliziert. Mit Strawson teilt Donnellan die Meinung, daß es sich bei dieser Existenzaussage nicht um eine logische Implikation, sondern um eine Präsupposition handelt. Im Unterschied zu Strawson ist Donnellan überdies der Auffassung, daß nur dann, wenn die Kennzeichnung "der *F*" in einem Satz des Typs "der *F* ist *G*" attributiv verwandt wird, die Wahrheit der Existenzbehauptung erforderlich ist, damit mit dem Satz eine wahre Aussage gemacht werden kann. Nach Donnellan ist Russells Theorie also allenfalls auf attributiv gebrauchte Kennzeichnungen anwendbar; die referentielle Verwendungsweise hat er gar nicht gesehen.

(b) Hingegen hat Strawson die referentielle Verwendung von Kennzeichnungen wohl schon im Blick gehabt, aber noch ganz unzulänglich erfaßt. So ist Strawsons Unterscheidung referentieller und prädikativer Verwendungen von Kennzeichnungen, die oben erläutert wurde, eine andere als Donnellans Referentiell/Attributiv-Unterscheidung. Dies ersieht man schon daraus, daß Strawson nahelegt, daß sich im Satz als solchem an syntaktisch-semantischen Merkmalen ablesen lasse, ob eine referentielle oder eine prädikative Verwendung vorliegt, während Donnellan dies für seine Unterscheidung explizit bestreitet; seine Beispiele machen klar, daß es einem Satz selbst nicht anzusehen ist, sondern nur dem jeweiligen Äußerungskontext, ob es sich um eine referentielle oder eine attributive Verwendung handelt.

Hier könnte eine Verwirrung entstehen: Wir hatten ja mit Strawson nachdrücklich klar gemacht, daß es in komplizierter Weise vom Kontext abhängen kann, welchen Bezug eine referentiell verwandte Gegenstandsbezeichnung tatsächlich hat. Die eben erwähnte Differenz zwischen Strawson und Donnellan geht aber darüber hinaus; nach Donnellan ist nicht nur die Referenz, der Bezug, sondern auch die Referentialität einer Kennzeichnung, d.h. ob sie referentiell verwandt wird oder nicht, vom Kontext abhängig.

(c) Auch sind die beiden Begriffe von referentieller Verwendung verschieden; Strawsons Begriff lehnt sich immer noch zu sehr an Russell an und ähnelt daher eher Donnellans Begriff von attributiver Verwendung. Dies wird klar, wenn man sich die

folgenden Thesen von Strawson anschaut:

- (i) Die Behauptung, daß der F G ist, ist weder wahr noch falsch, wenn es keinen F gibt.
- (ii) Wenn es keinen F gibt, so hat der Sprecher sich mit "der F " auf nichts bezogen.
- (iii) Der Grund dafür, daß ein Sprecher mit "der F ist G " nichts Wahres oder Falsches sagt, liegt darin, daß er sich mit "der F " auf nichts bezieht.

Daß Strawson diese Thesen vertritt, ist vom Abschnitt 7 her noch klar. Doch gelten sie alle drei nicht für referentielle Verwendungen in Donnellans Sinne. Die These (i) trifft nach Donnellan nur auf die attributive Verwendung zu; unsere Beispiele haben schon gezeigt, daß man beim referentiellen Gebrauch von "der F " sehr wohl etwas Wahres über den Gegenstand, auf den man sich mit "der F " bezieht, sagen kann, auch wenn es kein F gibt. Auch die These (ii) ist nicht richtig; wiederum zeigen die Beispiele, daß man sich mit einer referentiell verwandten Kennzeichnung auf etwas beziehen kann, was diese Kennzeichnung gar nicht erfüllt.

Donnellans Kommentar zur These (iii) ist schließlich, daß eine Wahrheitswertlücke bei einer referentiell verwandten Kennzeichnung niemals *nur* daraus resultiert, daß die Kennzeichnung nicht erfüllt ist. Die einzigen Fälle, in denen es beim referentiellen Gebrauch einer Kennzeichnung zu keiner Äußerung einer wahrheitswertfähigen Behauptung kommt, sind nach Donnellans Meinung solche, in denen erstens kein Objekt existiert, auf das die Kennzeichnung zutrifft und in denen zweitens kein Objekt existiert, auf das sich der Sprecher mit der Kennzeichnung bezogen hat bzw. beziehen wollte. Solche Fälle sind eher selten; vielleicht wäre folgendes ein passendes Beispiel: Sie befinden sich seit Tagen mit einem Freund in der Wüste. Plötzlich sehen Sie in zwanzig Meter Entfernung eine verschleierte Frau, die sich auf Sie zu bewegt. Zu Ihrem Freund sagen Sie: "Die verschleierte Frau dort kommt auf uns zu." Tatsächlich gibt es keine verschleierte Frau, sondern Sie sind einer Fata Morgana erlegen. Es gibt auch kein anderes Objekt, das so ähnlich aussieht wie eine verschleierte Frau, vielleicht ein Kaktus oder etwas derartiges, auf das Sie sich hätten beziehen können. Nichts ist in der Nähe, von dem Sie sagen könnten: "Das ist es, was ich meine." Dann haben Sie mit Ihrem Satz keine wahrheitswertfähige Aussage gemacht. Der Grund dafür ist jedoch nicht nur, daß kein Ding die Beschreibung erfüllt, sondern daß es auch nichts gibt, was man einen *intendierten Gegenstandsbezug* nennen könnte.

Diese Bemerkungen verdeutlichen, daß Strawson ein Phänomen in einheitlicher

Weise semantisch zu beschreiben versucht, wohinter sich nach Donnellan in ambiger Weise zwei verschiedene Phänomene verbergen, und daß Strawson deshalb in die Irre ging.

(d) Die Differenz zwischen Donnellan und Strawson läßt sich auch auf andere Weise gut beschreiben, wenn man von den *semantischen* die *pragmatischen Präsuppositionen* unterscheidet.⁴⁹ Was eine semantische Präsupposition ist, wurde schon im Abschnitt 7 erläutert. Danach war klar, daß der Satz "der *F* ist *G*" bei attributiver Verwendung von "der *F*" semantisch präsupponiert, daß es genau ein *F* gibt. Ist diese Präsupposition nicht erfüllt, so macht der Satz "der *F* ist *G*" keine wahrheitswertfähige Aussage. Gerade darin lag ja das Charakteristikum semantischer Präsuppositionen.

Hingegen liegen die *pragmatischen Präsuppositionen* einer Äußerung oder einer ganzen Konversation - nach der Charakterisierung, die Stalnaker in (1974), (1978) und anderswo gegeben und theoretisch fruchtbar gemacht hat - in den für die Äußerung oder die Konversation relevanten gemeinsamen Annahmen von Sprecher und Hörer(n). Diese Charakterisierung ist arg vage, und es bedürfte weitergehender Ausführungen, um zu erläutern, was etwa Stalnaker damit anfängt. Aber sie paßt ganz gut auf Donnellans Beobachtungen über die Präsuppositionen von Äußerungen mit referentiell verwandten Kennzeichnungen. Sagt jemand "der *F* ist *G*" mit referentieller Verwendung von "der *F*", so wird damit in der Regel pragmatisch präsupponiert, daß es ein *F* gibt *und* daß in der Tat das Bezugsobjekt *F* ist (und zwar das einzige herausgehobene *F*) - in dem Sinne eben, daß Sprecher und Hörer glauben, daß das Bezugsobjekt *F* ist, und dies auch voneinander wissen. Denn auf diese Weise wissen Sprecher und Hörer in der Regel, von welchem Gegenstand die Rede ist.

Es ist wichtig, daß diese pragmatische Präsupposition bloß in der Regel besteht. Oft verwendet ein Sprecher eine Kennzeichnung, ohne daran zu denken, ob sie dem Hörer etwas sagt. Manchmal verwendet ein Sprecher "der *F*", ohne den Bezugsgegenstand für ein *F* zu halten, sondern bloß, weil er annimmt, daß der Hörer dies tut und weil er dem Hörer auf diese Weise das Verständnis erleichtern will. Und Donnellan (1966), S. 191 in der deutschen Übersetzung, konstruiert sogar ein Beispiel, in dem es gemeinsames Wissen ist, daß das Bezugsobjekt *kein F* ist, und gleichwohl jeder weiß, wovon mit "der *F*" geredet wird. Ebenso ist wichtig, daß diese pragmatische Präsuppo-

⁴⁹ Donnellan spricht selbst nicht von pragmatischen Präsuppositionen; dieser Terminus wurde erst später auf seine Ausführungen gemünzt. Für eine ganz ähnlich orientierte Unterscheidung vgl. Kripke (1977). Die Lektüre von Kripkes Aufsatz lohnt sich, wenn man an einer kritischen Auseinandersetzung mit Donnellans Ansatz interessiert ist. Das Bild, das Kripke hier entwirft, ähnelt Donnellans Auffassungen in vielem. Jedoch vertritt Kripke die These, daß Donnellans Überlegungen die Russellsche Kennzeichnungstheorie nicht widerlegen.

sition nicht tatsächlich erfüllt sein muß; ist sie es nicht, so braucht das die mit "der *F* ist *G*" gemachte Aussage nicht zu tangieren.

Daraus ergibt sich auch, daß die referentielle Verwendung keine semantische Präsupposition nach sich zieht, wie sie mit der attributiven Verwendung einhergeht. Umgekehrt ist klar, daß die attributive Verwendung auch nicht die pragmatische Präsupposition hat, die die referentielle Verwendung in der Regel hat. So lag also in Strawsons Entdeckung des Präsuppositionsbegriffs zugleich seine Fehlerquelle; er übersah, daß es neben den semantischen auch so etwas wie pragmatische Präsuppositionen gibt.

Donnellans Ambiguität von referentieller und attributiver Verwendung von Kennzeichnungen sollte auf diese Weise aus verschiedenen Blickwinkeln eindrücklich geworden sein. Im Abschnitt 11 werden wir diese Ambiguität in Kaplans formalem Rahmen noch etwas präziser fassen können. Dazu müssen wir aber erst studieren, wie das Umstürzlerische, das sich bei Donnellan andeutet, bei Kripke voll zum Ausbruch kommt.

10. Kripkes Namenstheorie und die zwei Modalitäten Notwendigkeit und Apriorität

Saul A. Kripke wurde, als er noch in der High School war, zum Begründer der formalen Semantik der Modallogik. Heute lehrt er in Princeton und ist unter den jüngeren, d.h. etwa 50-jährigen, gewiß eine der brilliantesten Figuren in der analytischen Philosophie. Die größte Wirksamkeit entfaltete seine Vorlesung "Naming and Necessity", die mehrfach im Druck erschienen ist (s. Kripke 1972). Es gibt einige wenige bedeutsame Wendemarken in der analytischen Philosophie; Kripkes Vorlesung gehört gewiß zu ihnen. Dies liegt daran, daß er eindrucklich wie niemand vor ihm die metaphysische Modalität der Notwendigkeit und die erkenntnistheoretische Modalität der Apriorität auseinanderdividiert hat, mit deren Verwirrung sich zuvor fast jede analytisch-philosophische Konzeption nachweislich korrumpiert hat. Was sich dahinter verbirgt, will ich in diesem Abschnitt andeutungsweise erläutern; um es voll zu ermessen, müßte man aber die Geschichte der analytischen Philosophie wesentlich umfassender zur Kenntnis nehmen.⁵⁰

In unsere Abfolge reiht sich Kripkes Vorlesung deswegen ein, weil sie in gewisser Weise für Namen nachvollzieht, was Donnellan für Kennzeichnungen vorgezeichnet hat. Mit seinen modalitätstheoretischen Erwägungen, in denen die eigentliche Sprengkraft liegt, geht er allerdings wesentlich über Donnellan hinaus. Beides will ich hier kurz erläutern, indem ich vier Hauptthesen von Kripke vorstelle.

- (A) Weder die Bedeutung (der Sinn) noch der Bezug von Namen wird durch Kennzeichnungen oder Bündel von Kennzeichnungen festgelegt.
- (B) Namen sind vielmehr *starre Designatoren*; sie haben eine starre Intension.
- (C) Der Bezug von Namen wird vielmehr durch eine *Kausalkette der Kommunikation* festgelegt.
- (D) Es ist zwischen *Notwendigkeit* und *Apriorität* zu unterscheiden.

Die These (A), mit der ich beginnen will, ist kritischer Natur; sie wendet sich ge-

⁵⁰ Eine sehr empfehlenswerte Erläuterung von Kripkes "Naming and Necessity" gibt Stegmüller (1979), Abschn. III.2.

gen die uns mittlerweile vertraute Kennzeichnungstheorie der Namen, wie sie vor allem bei Searle zur Explizitheit gelangt ist. Kripke argumentiert zunächst dagegen, daß die Bedeutung eines Namens mit der Bedeutung von mit ihm assoziierten Kennzeichnungen identisch sein kann.

Das Argument ist ganz einfach: Nehmen wir an, "Aristoteles" sei etwa synonym mit der Kennzeichnung "der Lehrer Alexanders des Großen"; der Satz "Aristoteles war der Lehrer Alexanders des Großen" ist mithin analytisch wahr. Doch folgt aus der Analytizität Notwendigkeit. Also ist dieser Satz auch notwendig wahr. Dies ist er gerade dann, wenn es sich nicht anders hätte verhalten können. Aber natürlich hätte es sich anders verhalten können; Aristoteles hätte auch nicht in die Dienste der mazedonischen Dynastie treten können. Es ist also kontingent und nicht notwendig, daß Aristoteles Alexander den Großen unterrichtet hat. Mithin war unsere Annahme falsch.

Um das Argument in eine andere, uns schon bekannte Form zu bringen: Synonyme, intensionsgleiche Ausdrücke waren definitionsgemäß in intensionalen Kontexten *salva veritate* substituierbar. Nun hatten wir gesagt, daß "es ist notwendig, daß ..." ein Paradebeispiel für einen intensionalen Kontext ist. Unbestreitbar ist es notwendig, daß Aristoteles Aristoteles ist. Wäre nun "Aristoteles" mit "der Lehrer Alexanders des Großen" synonym, so dürften wir die entsprechende Substitution vornehmen. Demnach wäre es auch notwendig, daß Aristoteles der Lehrer Alexanders des Großen war - was es aber nicht ist und weswegen die Synonymie nicht gelten kann (solange man den Fehler nicht bei einer der anderen Prämissen suchen will).

Auf Bündel von Kennzeichnungen auszuweichen, wie Searle es tut, hilft auch nicht; diese treffen in nicht minder kontingenter Weise auf Aristoteles zu wie jede einzelne Kennzeichnung aus dem Bündel. So ist es sicherlich auch kontingent, daß Aristoteles das meiste von dem war oder getan hat, was wir heute von ihm annehmen oder wissen. Aristoteles hätte etwa mit 6 Monaten einer Kinderkrankheit erlegen sein können; dann gälte das allermeiste, was wir von ihm wissen, nicht.

Nun wollte Searle nicht wirklich die Synonymie eines Namens mit einer Kennzeichnung oder einem Kennzeichnungsbündel behaupten. Vielmehr wollte er die in einem solchen Bündel enthaltene deskriptive Information auf die mit einem Namen verknüpfte Präsupposition abschieben. Searle konnte diese Präsupposition jedoch nur als semantische auffassen, und dann trifft Kripkes Kritik *mutatis mutandis* ebenso schlagend zu. Diskutabler wäre es, diese Präsupposition als pragmatisch zu verstehen. Wir werden auf diese Option auch noch zurückkommen. Doch war dies keine Option, mit der sich Kripke hätte kritisch beschäftigen müssen.

Man könnte sich auf den Standpunkt stellen, daß Kennzeichnungen zwar nicht die

Bedeutung von Namen festlegen, aber immerhin ihren Bezug bestimmen. Diese schwächere Version einer Kennzeichnungstheorie könnte die eben geschilderten modalen Probleme vermeiden, die daraus entstehen, daß die *Synonymie* von Namen und Kennzeichnungen behauptet wird. Doch findet Kripke auch diese eingeschränkte Variante nicht akzeptabel, was er breit ausführt, hier aber nur resümiert sei:

In der schwächeren Version muß der Kennzeichnungstheoretiker immer noch die folgenden zwei Behauptungen vertreten:

- (a) Dann und nur dann, wenn die mit einem Namen "*a*" verknüpften Kennzeichnungen auf genau ein Objekt zutreffen, ist dieses der Bezugsgegenstand von "*a*".
- (b) Wenn die Kennzeichnungen, die mit einem Namen "*a*" verbunden sind, auf kein Ding oder auf mehrere Dinge zutreffen, dann hat "*a*" keinen Bezug, und *a* existiert nicht.

Dagegen wendet Kripke zunächst kritisch ein, daß die These (a) viel zu strenge Anforderungen an eine erfolgreiche Bezugnahme auf Gegenstände mittels Namen stellt. Ein Sprecher kann sich sehr wohl mit einem Namen auf ein Ding beziehen, ohne daß seine Information über den Namensträger kennzeichnend ist, d.h. diesen eindeutig bestimmt. Dies ist in der Tat häufig der Fall. Mit dem Namen "Eugen Gerstenmeier" verknüpfen die meisten Sprecher heutzutage lediglich die Information, daß es sich dabei um einen ehemaligen Bundestagspräsidenten handelt. Diese Information ist nicht kennzeichnend; es gibt mehrere ehemalige Bundestagspräsidenten. Nach den Thesen (a) und (b) beziehen sich solche Sprecher dann mit "Eugen Gerstenmeier" auf niemanden. Aber das ist absurd; natürlich beziehen sie damit ebenso wie ihre historisch gebildeten Zeitgenossen auf niemand anders als Eugen Gerstenmeier. Diese Situation ist nicht ungewöhnlich; ihr werden sehr viele Namen unterliegen.

Auch kann die These (a) den falschen Gegenstandsbezug liefern. So wird mit dem Namen "Peano" zumeist die Kennzeichnung "derjenige, der die Theorie der natürlichen Zahlen axiomatisiert hat" assoziiert. Diese Kennzeichnung wird in der Tat durch genau eine Person erfüllt, freilich nicht durch Peano, sondern durch Dedekind. Nach der These (b) bezögen sich solche Sprecher mit "Peano" dennoch auf Dedekind und nicht auf Peano. Dies ist wiederum absurd. Jeder, was immer sein Informationsstand sei, bezieht sich mit "Peano" auf Peano und nicht auf Dedekind.

Ebenso wenig ist die These (b) akzeptabel. Es könnte sich herausstellen, daß vieles von dem, was wir über Aristoteles zu wissen glauben, falsch ist und auch auf niemand anders zutrifft. Nach These (b) verlöre "Aristoteles" dann seinen Bezug. In

Wahrheit täte das unserer Bezugnahme auf ihn mit diesem Namen keinerlei Abbruch; vor wie nach diesen Erkenntnissen beziehen wir uns mit "Aristoteles" immer auf denselben Gegenstand. Andersherum könnte es ja sein, daß in Wirklichkeit zwei Personen die Relativitätstheorie begründet haben. Entgegen These (b) folgte daraus aber nicht, daß "Einstein", womit hauptsächlich die Kennzeichnung "der Begründer der Relativitätstheorie" assoziiert wird, sich nicht mehr auf Einstein, sondern auf gar nichts bezöge.

Wenn also beide Versionen der Kennzeichnungstheorie der Namen abzulehnen sind, sind andere positive Lösungen zu den beiden Fragen zu suchen, welche sie beantworten wollten. Was ist dann die Intension eines Namens, wenn sie nicht durch eine Kennzeichnung (oder ein Kennzeichnungsbündel) gegeben ist? Und wie ist dann der Bezug eines Namens festgelegt, wenn nicht durch eine mit ihm verknüpfte Kennzeichnung? Diese Fragen will Kripke mit seinen Thesen (B) und (C) klären.

Wenden wir uns zunächst der ersten Frage und seiner Antwort (B) zu. Um sie zu verstehen, benötigen wir eine Definition. Eine Gegenstandsbezeichnung ist genau dann ein *starrer Designator*, wenn sie in jeder möglichen Welt, in der sie überhaupt etwas bezeichnet, denselben Gegenstand bezeichnet. Mit anderen Worten: die Intension eines starren Designators ist eine möglicherweise partielle, d.h. nicht für alle möglichen Welten definierte *konstante* Funktion, die also immer denselben Funktionswert annimmt. Die meisten Gegenstände existieren nur kontingenterweise; z.B. hätte jeder Mensch ebenso gut auch nicht gezeugt worden sein können. Dem trägt der Vorbehalt der Partialität Rechnung; in einer Welt, in der ein Gegenstand nicht existiert, kann er auch nicht Denotat eines sprachlichen Ausdrucks sein. Manche Gegenstände existieren jedoch notwendigerweise, in jeder möglichen Welt - Zahlen z.B. und andere abstrakte Gegenstände. Dem dient die engere Begriffsbildung des *strikt starren Designators*. Dieser ist eine Gegenstandsbezeichnung, die in jeder möglichen Welt überhaupt denselben und mithin notwendigerweise existierenden Gegenstand bezeichnet.

Namen sind also Kripke zufolge starre Designatoren, d.h. sie haben möglicherweise partielle, aber auf jeden Fall konstante Intensionen. Wie kommt er darauf? Das resultiert aus seiner Ablehnung der Kennzeichnungstheorie der Namen. Betrachten wir noch einmal "Aristoteles". Damit hatten wir beispielshalber Kennzeichnungen wie "der Lehrer Alexanders des Großen" oder "Platons berühmtester Schüler" etc. assoziiert. Diese zeichnen sich durch ihre variablen Intensionen aus; in manchen Welten ist dieser und in anderen jener Platons berühmtester Schüler. Aber eben deswegen schien "Aristoteles" nicht mit "Platons berühmtester Schüler" synonym sein zu können. In einer Welt, in der jemand anders als in unserer Welt Platons berühmtester Schüler ist, ist eben nicht Aristoteles Platons berühmtester Schüler. Und dies könnten wir stattdessen mit

jeder anderen Kennzeichnung mit variabler Intension durchexerzieren. Die Schlußfolgerung kann nur sein, daß "Aristoteles" keine variable, sondern eine konstante Intension hat.

Daraus folgt im übrigen nicht, daß "Aristoteles" mit überhaupt keiner Kennzeichnung intensionsgleich ist. Ausnahmen bilden Kennzeichnungen, die ebenfalls starre Designatoren sind, z.B. "derjenige, der mit Aristoteles identisch ist". Aber diese triviale Kennzeichnung hatten die Kennzeichnungstheoretiker von Frege bis Russell nicht im Sinn. Ein interessanteres Beispiel wäre "derjenige Mensch, der aus genau diesem Ei und genau jenem Samen hervorgegangen ist, aus denen Aristoteles tatsächlich hervorgegangen ist". Ich will hier aber erstens nicht diskutieren, ob "Aristoteles" damit wirklich intensionsgleich ist, und zweitens ist klar, daß diese Kennzeichnung auch keine ist, die Frege und Konsorten vorgeschwebt hätte.

Diese Begründung für die These (B) läßt sich auch anders kleiden: Die Intension einer Gegenstandsbezeichnung finden wir dadurch heraus, daß wir uns fragen, was sie in anderen möglichen Welten bezeichnet. Was in anderen möglichen Welten der Fall ist, finden wir dadurch heraus, daß wir kontrafaktisch erwägen, was der Fall hätte sein können und was nicht. Um herauszufinden, was eine Gegenstandsbezeichnung in anderen möglichen Welten bezeichnet, müssen wir uns also anschauen, wie sie sich in kontrafaktischer Rede verhält. Und wie sich "Aristoteles" da verhält, ist klar. Wenn wir überlegen, was Aristoteles alles hätte tun oder sein können und was nicht, so ist es immer derselbe eine Gegenstand, über den wir kontrafaktische Erwägungen anstellen, und nicht mal dieser und mal jener. Und nichts anderes bedeutet es, wenn wir sagen, daß "Aristoteles" ein starrer Designator ist.

Es gibt hier zwei mögliche Mißverständnisse oder Probleme, denen man nicht erliegen darf. Erstens könnte es scheinen, daß Kripkes These, Namen bezeichneten in allen möglichen Welten dasselbe Objekt, trivialerweise falsch ist. Könnten nicht in einer anderen Welt die Namen "Aristoteles" und "Cäsar" vertauscht sein, so daß dort Aristoteles "Cäsar" und Cäsar "Aristoteles" hieße? Gewiß. Wollte man jedoch aus dieser Möglichkeit Kripke einen Strick drehen, so verwechselte man, kurz gesagt, *Sein* und *Heißen*. Wenn Kripke Namen für starre Designatoren erklärt, so meint er damit immer Namen, *so wie sie in unserer Sprache gebraucht werden*. Beim kontrafaktischen Reden benutzen wir immer unsere eigene Sprache und reden damit über kontrafaktische Umstände, die kontrafaktische Sprachen einschließen mögen, niemals reden wir in der kontrafaktischen Sprache selbst. Mit dem Namen "Aristoteles" beziehen wir uns also auch dann auf Aristoteles und nicht auf Cäsar, wenn wir, wie gerade geschehen, eine mögliche Welt beschreiben, in der Cäsar "Aristoteles" heißt. Mit anderen Worten: wenn

wir uns zur Ermittlung der Intension von "Aristoteles" fragen, wen unser Wort "Aristoteles" in anderen Welten bezeichnet, so fragen wir, wer in den anderen Welten Aristoteles *ist*, und nicht, wer in anderen Welten "Aristoteles" *heißt*, d.h. dort mit dem dortigen Wort "Aristoteles" bezeichnet wird.⁵¹

Das zweite Problem ist das der, wie es heißt, *Querweltein-Identität*. Nach Kripke ist Aristoteles auch in solchen möglichen Welten derselbe, in denen ihm die meisten Eigenschaften, die wir ihm zuschreiben, nicht zukommen, er sich also gewissermaßen äußerst unähnlich ist. Doch was heißt dabei "derselbe"? Brauchen wir hier nicht *Identifizierungskriterien* für Gegenstände über alle möglichen Welten hinweg, und müssen diese Kriterien dann nicht doch durch irgendwelche Beschreibungen geliefert werden? Kripkes Antwort darauf ist, daß diese Frage einfach falsch gestellt ist. Wir brauchen kein Identifizierungskriterium für Aristoteles über alle möglichen Welten hinweg, weil wir bereits wissen, wer Aristoteles *in unserer Welt* ist. Eine mögliche Welt ist für Kripke nichts anderes als eine kontrafaktische Situation, in der einem bestimmten Gegenstand, der uns bereits bekannt ist, bestimmte Eigenschaften, die er in der faktischen Situation nicht hat, zukommen. Wir bringen dabei diesen Gegenstand in die kontrafaktische Situation, so daß die Identität des Gegenstands in unserer Welt mit dem Gegenstand in der anderen Welt schlichtweg postuliert wird und nicht erst hinterher anhand irgendwelcher Kriterien herauszufinden wäre. Insofern ist das Problem der Querweltein-Identifizierung für Kripke ein Pseudoproblem, auf das man nur kommt, wenn man sich mögliche Welten nicht als kontrafaktische Situationen, sondern als eine Art entfernter Planeten vorstellt, zwischen denen man dann mühselige Vergleiche anstellen hat.

Anläßlich der These (D) werden wir das Thema der starren Designation noch etwas vertiefen. Doch wenden wir uns nun erst der These (C) zu. Die bisher diskutierte These (B) ist ja offensichtlich wenig hilfreich bei der Frage, wie denn der Bezug eines Namens festgelegt sei, wenn nicht durch eine Kennzeichnung oder ein Kennzeichnungsbündel. In Beantwortung dieser Frage entwirft Kripke, wie er selbst einräumt, nur ein sehr knappes und skizzenhaftes Bild, welches in der These (C) resümiert ist und welches unter dem Schlagwort "*kausale Theorie der Referenz*" in die Literatur einge-

⁵¹ Machen Sie sich in diesem Zusammenhang einmal Gedanken über die folgende Frage: Wieviele Beine hätte ein Pferd, wenn auch Pferdeschwänze "Beine" hießen? Wenn Sie hierauf antworten "fünf", dann liegen Sie nach Kripke falsch. - Dieses Problem ist übrigens eine Variante einer Scherzfrage von Abraham Lincoln, die dieser an einige amerikanische Parlamentarier richtete. Soweit die Anekdote überliefert ist, war die Antwort der meisten Befragten: "fünf".

gangen und auch detailliert ausgearbeitet worden ist.⁵²

Diesem Bild zufolge bezeichnet ein Name "*a*" einen Gegenstand *a*, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: (a) Es gibt eine *Kausalkette*, die zum jetzigen Gebrauch des Namens von einer ursprünglichen Situation herführt, in der *a* durch eine Art Taufakt den Namen "*a*" erhalten hat. Als Glieder dieser Kausalkette fungieren dabei grundsätzlich Verwendungen des Namens durch einzelne Sprecher. Die Kausalkette ist also eine Kommunikationskette, in welcher der Name sozusagen von einem Sprecher zum nächsten weitergereicht wird. (b) Jeder Verwendung des Namens in dieser Kette muß die *Intention* des Sprechers zugrunde liegen, den Namen mit demselben Bezug zu gebrauchen wie der Sprecher, von dem er den Namen übernommen hat. Jedes Glied der Kausalkette muß also der Intention nach *referenzbewahrend* sein.

Bis auf Exemplifizierungen findet sich bei Kripke nicht viel mehr zu der Frage, wie Namen sich auf Gegenstände beziehen. Natürlich wirft dieses Bild neue Fragen auf, nämlich unter anderem diese: Erklärt Kripke wirklich, worin der Gegenstandsbezug von Namen besteht, oder handelt es sich vielmehr um eine Theorie darüber, wie Namen gelernt werden? Ist die Intention, einen Namen in referenzbewahrender Weise zu verwenden, eine hinreichende Bedingung dafür, daß die Referenz tatsächlich bewahrt wird, oder nicht? Welche Rolle spielt die Tatsache, daß Sprecher sich innerhalb einer Kommunikationskette mißverstehen können? Wie ist der ursprüngliche Taufakt, der am Anfang einer solchen Kette steht, zu erklären, wenn z.B. ein abstrakter Gegenstand, etwa eine Zahl, getauft werden soll? Und so weiter. Dies sind legitime Fragen, in die ich mich nun nicht vertiefen will; ich will auch offen lassen, ob Kripke gute Antworten auf sie hätte.⁵³

Bei aller Unausgeführtheit des Bildes lohnt sich aber wiederum ein Vergleich mit Searle. Wir könnten ja Searles Kennzeichnung "dasjenige Individuum, welches die meisten unserer Annahmen der Form '*N* ist der *F*', '*N* ist ein *G*' etc. erfüllt" so verstehen, daß sie nicht die Intension des Namens "*N*" angibt, sondern seinen Bezug festlegt; wenn wir also unsicher wären, worauf "*N*" sich bezieht, so hätten wir die Sicherheit über diese Kennzeichnung zu gewinnen. Diese Interpretation macht Searle laut Kripke jedoch nicht akzeptabler. Im Falle solcher Unsicherheit gäbe nicht die Mehrheit unserer An-

⁵² S. etwa Devitt (1981) und Evans (1973).

⁵³ Für eine kritische Diskussion von Kripkes kausaler Theorie der Referenz von Namen wie überhaupt seines ganzen sprachphilosophischen Ansatzes s. Dummett (1973), S. 100-151 und insbes. S. 146-151. Dummett hebt hier hervor, daß die meisten der oben gestellten Fragen von Kripke weder beantwortet werden noch im Rahmen seines Ansatzes beantwortet werden können. Nach Dummetts Auffassung kann Kripkes Modell einer kausalen Kommunikationskette weder eine Theorie des Gegenstandsbezugs von Namen sein noch eine Theorie darüber, wie dieser Bezug bewahrt bleibt.

nahmen über *N* den Ausschlag, sondern allein die mit "*N*" verknüpfte Kausalkette der Kommunikation; *sie* hätten wir bis zu ihrem Ursprung zurückzuverfolgen, um die Unsicherheit zu beseitigen. Wenn man also den Bezug von "*N*" mit einer Kennzeichnung bestimmen will, so taugt dafür nur die Kennzeichnung "dasjenige Individuum, welches am Anfang der mit '*N*' verknüpften Kausalkette der Kommunikation steht" - was, da in ihr auf den Namen "*N*" selbst Bezug genommen wird, wiederum keine Kennzeichnung ist, wie sie den Kennzeichnungstheoretikern vorschwebte.

Noch besser einordnen läßt sich all das bisher Gesagte, wenn wir uns schließlich Kripkes These (D) zuwenden und die zwei Modalitäten auseinandersetzen, die im bisherigen Skriptum tendenziell durcheinandergelassen sind, nämlich Notwendigkeit und Apriorität. Notwendigkeit, wie Kripke sie versteht, ist eine ontologische oder metaphysische Kategorie; da "Notwendigkeit" verschiedenes bedeuten mag, redet man mittlerweile der Klarheit halber oft von metaphysischer Notwendigkeit. Apriorität ist hingegen eine erkenntnistheoretische Kategorie. Das heißt: Notwendigkeit hat etwas mit dem zu tun, was der Fall ist, Apriorität mit der Art unseres Wissens, was der Fall ist. Etwas ist notwendig, wenn es nicht anders hätte sein können, und andernfalls kontingent; etwas ist a priori, wenn es sich nicht anders hätte herausstellen können, und andernfalls a posteriori. Ein Satz ist notwendigerweise wahr, wenn er in allen möglichen Welten wahr ist; er ist a priori wahr, wenn er - doch können wir diese Gegenüberstellung erst im nächsten Abschnitt verstehen - in allen möglichen Kontexten wahr ist.

Den Begriff der Apriorität führt Kripke nicht mit aller Klarheit ein. Einerseits kann er so weit die Kantische Erläuterung übernehmen, wonach etwas a priori ist, wenn es unabhängig von aller Erfahrung gewußt wird und sich demnach auch nicht mehr als falsch herausstellen kann. Andererseits betont er, daß Apriorität für ihn, anders als für Kant, ein subjekt-relativer Begriff sei. Jemand kann etwas a priori wissen, was jemand anders nur a posteriori weiß; das kann ganz von der individuellen Lerngeschichte abhängen.

Beispiele machen die beiden Modalitäten noch klarer. Denn worauf es Kripke hauptsächlich ankommt, ist zu zeigen, daß *Notwendigkeit und Apriorität völlig voneinander unabhängig sind*, und dies hämmert er nachgerade dem Leser mit immer neuen Beispielen ein. Daß Notwendiges a priori und Kontingentes a posteriori sein kann, ist nicht überraschend. Die fragliche Unabhängigkeit gilt also erst dann, wenn auch noch folgendes gilt:

- (1) Es gibt notwendige Wahrheiten a posteriori.
- (2) Es gibt kontingente Wahrheiten a priori.

Schauen wir uns einige von Kripkes Beispielen für diese Behauptungen an. Paradebeispiele für (1), die für uns besonders einschlägig sind, sind nach Kripke wahre informative Identitätsaussagen zwischen Eigennamen, also Sätze des Typs " $a = b$ ". Demnach ist z.B. "der Abendstern = der Morgenstern"⁵⁴ ein Satz, der sowohl notwendigerweise als auch a posteriori wahr ist. Die Tatsache, die dieser Satz ausdrückt, ist notwendig, weil es nicht möglich ist, daß sie nicht der Fall ist. Wenn der Abendstern mit dem Morgenstern identisch ist, dann handelt die Aussage von einem einzigen Objekt und drückt deshalb nichts weiter als eine notwendige Selbstidentität eines Gegenstandes aus. So ergibt es sich ja auch aus den starren Intensionen von "der Abendstern" und "der Morgenstern".⁵⁵ Andererseits ist "der Abendstern = der Morgenstern" aber nicht a priori, sondern a posteriori wahr, denn es ist in diesem Fall nur empirisch herauszufinden, daß dieser Satz von *einem* und nicht von zwei Gegenständen handelt; seine Erkenntnis war ja eine astronomische Entdeckung. Dieses Beispiel kann man sich nicht eindrücklich genug vor Augen halten. Kripke gibt einerseits noch eine Reihe gleichartige Beispiele für die These (1); andererseits exemplifiziert er sie durch Identitäten oder, vorsichtiger ausgedrückt, notwendige Äquivalenzen zwischen Prädikaten. Auf letztere will ich hier nicht eingehen, da wir uns hier nicht unmittelbar für Prädikate interessieren und da es nicht so klar ist, wie sich der Begriff des starren Designators, den wir hier nur für Gegenstandsbezeichnungen eingeführt haben, auf Prädikate übertragen läßt.

Das berühmteste Beispiel, das die These (2) begründen soll, ist Kripkes Beispiel vom *Urmeter*. Den Bezug des Ausdrucks "ein Meter" war bekanntlich durch die folgende Definition festgelegt:

ein Meter = die Länge des Stabes S zum Zeitpunkt t_0 .

Hierbei ist S der Standardmeterstab in Paris und t_0 ein bestimmter Zeitpunkt zu Anfang dieses Jahrhunderts. Dieser Satz ist für Kripke sowohl kontingent als auch a priori wahr: Er ist kontingenterweise wahr, weil der Stab S zu t_0 ja auch eine andere Länge hätte haben können als die, die er tatsächlich hatte. Das ist ganz trivial; man hätte ihn ja vor und während t_0 erhitzen oder zusammendrücken können. Kein Körper hat seine Abmessungen notwendigerweise. Gleichwohl ist dieser Satz a priori. Wenn wir nämlich den Stab S benutzen, um den Bezug von "ein Meter" einfach festzulegen, dann

⁵⁴ "Der Abendstern = der Morgenstern" sieht wegen der Vorkommen des bestimmten Artikels wie eine Identität zwischen Kennzeichnungen aus. Deswegen findet man das Beispiel oft auch in der Form "Hesperus = Phosphorus", um sicherzustellen, daß man es nur als Identität zwischen Eigennamen verstehen kann.

⁵⁵ Da diese Intensionen aber nur partiell definiert sind, ist es genau genommen nur der Satz "wenn der Abendstern existiert, so ist der Abendstern gleich dem Morgenstern", der notwendig ist.

wissen wir von vornherein und ohne empirische Untersuchungen, daß *S* ein Meter lang ist; wir haben es eben so festgesetzt und nicht entdeckt.

Dieses Beispiel mag verwundern; auch ist "ein Meter" nicht gerade das natürlichste Beispiel für eine Gegenstandsbezeichnung. Doch läßt es sich sehr einfach generalisieren. Betrachten wir nämlich ganz allgemein Sätze der Form "der *F* ist *F*", also z.B. "der Erbauer des Eiffelturms hat den Eiffelturm erbaut". Bei attributiver Verwendung der Kennzeichnung heißt das so viel wie "wer immer *F* ist, ist *F*", z.B. wer immer den Eiffelturm erbaut hat, hat den Eiffelturm erbaut". In dieser Lesart ist der Satz logisch wahr und damit a fortiori sowohl notwendig wie a priori; logische Wahrheiten sind in keiner möglichen Welt falsch; und wir können ihre Wahrheit ohne empirische Untersuchungen einsehen.⁵⁶ Das ist nicht aufregend.

Spannend ist aber die referentielle Lesart der Kennzeichnung. Dann ist nämlich "der *F* ist *F*" in aller Regel kontingent. Der Erbauer des Eiffelturms hätte ja auch nicht den Eiffelturm erbauen können; die Wahrscheinlichkeit sprach eher gegen das achte Weltwunder. Dasselbe gilt für alle Eigenschaften *F*, die nur kontingent auf ihre Anwendungsfälle zutreffen. A fortiori ist "der *F* ist *F*", so gelesen, auch nicht logisch wahr. Gleichwohl ist die Wahrheit dieses Satzes a priori einzusehen; man mag vielleicht nicht genau wissen, wer der *F* ist; aber daß er *F* ist, ist von vornherein klar. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die referentielle Lesart gar nicht von der attributiven. Ist beides richtig, so haben wir hier also eine ganze Familie von Beispielen für die These (2). Wir werden auf dieses Beispiel im nächsten Abschnitt noch einmal zurückkommen, um ihm eine theoretisch saubere Behandlung zu geben.

Ein letztes Beispiel für die These (2), welches ebenfalls im nächsten Abschnitt noch wichtig werden wird, liefert der Satz "ich bin jetzt hier". Was er sagt, ist ersichtlich kontextabhängig. Was er im jeweiligen Kontext sagt, ist offenkundig kontingent; jeder könnte gerade auch woanders sein, als er tatsächlich ist. Aber jeder weiß a priori, daß der Satz wahr ist. Man weiß vielleicht nicht genau, wo man gerade ist; man weiß vielleicht nicht genau, welche Zeit gerade ist; ja, vielleicht weiß man nicht einmal genau, wer man ist. Aber man weiß jedenfalls, daß man gerade an dem Ort ist, an dem man gerade ist.

Von einer dritten modalen Kategorie, die für die philosophische Diskussion eminent wichtig ist, ist bei Kripke kaum die Rede, nämlich von Analytizität. Kripke postuliert lediglich recht knapp, daß ein Satz genau dann *analytisch wahr* sei, wenn er sowohl notwendig wie a priori wahr ist. Diese Behauptung läßt sich, denke ich, im we-

⁵⁶ Da die Einzigkeit von "der *F*" nicht unbedingt logisch wahr ist, ist es vielleicht nur der Satz "wenn es genau ein *F* gibt, so ist, wer immer der *F* ist, *F*" bei attributiver Lesart logisch wahr.

sentlichen verteidigen; ich werde erst im nächsten Abschnitt noch kurz darauf eingehen.

Doch ist jetzt schon gut zu erahnen, wieso Kripkes "Naming and Necessity" so heftigen Widerhall gefunden hat. Die drei erwähnten modalen Kategorien stehen spätestens seit Kant im Zentrum jeder theoretischen Philosophie. Essentiell für Kant sind seine tiefen, aber nicht besonders durchsichtigen Beispiele für synthetische Sätze a priori. Große Teile der Philosophie dieses Jahrhunderts wurden von Empiristen dominiert, die sowohl synthetische Sätze a priori wie Kripkes metaphysische Notwendigkeit ablehnten. Natürlich gibt es dann Aufregung, wenn Kripke der Philosophengemeinschaft erklärt, mit diesen drei modalen Kategorien verhalte es sich ganz anders. Ich will nicht sagen, daß niemand vor Kripke diese oder ähnliche Einsichten gehabt hätte. Aber jedenfalls sind sie erst mit Kripke auf breiter Linie akzeptiert worden. Vielleicht hat Kripke auch nur gerade zu einer besonders empfänglichen Zeit diese Einsichten mit besonderem Nachdruck gepredigt.

Wie auch immer, die Auswirkungen dieses radikalen Sichtwechsels sind hier nicht mehr zu schildern. Eine Konsequenz betrifft jedoch das Thema dieser Vorlesung unmittelbar und zentral. Es hat sich nämlich mit Kripkes Überlegungen der Intensionsbegriff unter der Hand verschoben oder, besser gesagt, geklärt, wenn auch in unangenehmer Weise. Was Intensionen sein sollen, war zwar mit Carnap in formaler Hinsicht klar. Nicht so klar war hingegen, wie man sich die Extension eines sprachlichen Ausdrucks in anderen möglichen Welten genau vorstellen, welche Form von modalen Überlegungen man da genau anstellen soll. Mit Kripke, wenn man ihn akzeptiert, ist klar geworden, daß es um Überlegungen geht, die die metaphysische Modalität betreffen und keine andere. Mögliche Welten sind metaphysisch mögliche Welten; die Extensionen, d.h. Wahrheitswerte eines Satzes in verschiedenen möglichen Welten sagen etwas über seinen metaphysischen Status aus, ob er notwendig oder kontingent ist; und das Analoge gilt für andere sprachliche Ausdrücke. Das mag den Intensionsbegriff als Explikat eines intuitiven Bedeutungsbegriffs beeinträchtigen; aber nur so läßt er sich nach Kripke verstehen.

Offenbar werden wir dadurch hinsichtlich Freges Problem informativer Identitätssätze, an dem diese Vorlesung aufgehängt ist, auf den Nullpunkt zurückgeworfen. Freges Lösung, die von Carnap bis Searle ausgearbeitet wurde, bestand ja, in Carnaps Terminologie, darin, daß die Intensionen von Eigennamen so sind, daß aus ihnen gebildete Identitätssätze nicht in allen Welten wahr sind; gerade dann wären solche Identitätssätze informativ. Doch ist Informativität eine epistemologische Kategorie; Nicht-Informativität ist dasselbe wie Apriorität. Damit werden Intensionen, so Kripke, mißverstanden. Eigennamen sind starre Designatoren, und mit ihnen gebildete Identitätssät-

ze sind deswegen nicht kontingent, d.h., falls wahr, notwendigerweise wahr. Mit Informativität hat das nichts zu tun; diese ist mit Intensionen nicht zu erklären. Es schien so, als hätte uns Searle schließlich eine akzeptable Version von Freges Lösungsstrategie geliefert. Dieser beraubt uns Kripke, ohne eine andere Möglichkeit zur theoretischen Beschreibung epistemologischer Modalitäten anzubieten.

Müssen wir also wieder ganz von vorne anfangen? So schlimm ist es nicht. Die notwendigen begrifflichen Differenzierungen sind schon alle getroffen, auch das formale Material liegt im Prinzip bereit. Man muß alles nur richtig zusammensetzen. Dies hat David Kaplan getan; er hat einen formalen Rahmen geschaffen, in dem sich sowohl Notwendigkeit wie Apriorität explizieren und mithin auch aufeinander beziehen lassen und in dem sich Freges Lösungsstrategie doch noch realisieren läßt. Dies gilt es zuletzt zu studieren.

11. Die neue Orthodoxie: David Kaplans Charaktere

David Kaplan ist einer der brilliantesten Schüler Rudolf Carnaps aus dessen amerikanischer Zeit und folgte ihm auf seinem Lehrstuhl an der UCLA nach. Seine Veröffentlichungspolitik ist zurückhaltend. So erschien von seiner bedeutendsten Schrift "Demonstratives" (1977) nur der logische Teil als (1979); das Skript als ganzes zirkulierte weitverbreitet, aber geheim und kam erst in Almog et al. (1989) offiziell zum Druck. Pflichtlektüre sind darin auch seine "Afterthoughts" (1989).

In diesem Abschnitt will ich einige Grundgedanken von Kaplans "Demonstratives" schildern. Es geht ihm darin ausschließlich um Gegenstandsbezeichnungen, und zwar um die Beschreibung eines Phänomens, welches wir im Abschnitt 7 über Strawson schon angesprochen haben, nämlich daß ihr Bezug vom Kontext ihrer Äußerung abhängen kann. Gegenstandsbezeichnungen, deren Bezug vom Kontext abhängt, heißen *indexikalisch*, die nicht kontextabhängigen heißen auch *absolut*. Unter den indexikalischen Bezeichnungen können wir die *reinen Indikatoren* von den *Demonstrativa* unterscheiden. Zur Äußerung eines Demonstrativums muß irgendeine Form begleitender Maßnahme, im deutlichsten Fall eine Zeigegeste, hinzutreten, um seinen Bezug klar zu machen; typische Beispiele sind Wendungen mit Demonstrativpronomina wie "diese Frau", "der Mann da drüben", etc. Die reinen Indikatoren zeichnen sich dagegen dadurch aus, daß solches bei ihnen nicht nötig ist; ihr Bezug ist immer schon dadurch klar, daß sie bei einer bestimmten Gelegenheit verwandt werden. Typische Beispiele hierfür sind "ich", "du", "gestern", "hier", etc. Es liegt nahe, diese Begriffsbildungen über Gegenstandsbezeichnungen hinaus auf andere sprachliche Ausdrücke auszudehnen; dies wird aber für uns nicht wichtig werden.

Wenden wir uns zunächst dem einfachsten Fall, den reinen Indikatoren, zu, um zu einer genaueren Beschreibung des Satzes "ich bin jetzt hier" zu gelangen, auf den wir schon im letzten Abschnitt gestoßen sind und der offenbar mit lauter reinen Indikatoren gebildet ist. Was ist der Bezug von "ich"? Ganz einfach, bei jeder Äußerung von "ich" gerade der Sprecher selbst.⁵⁷ Mit dieser Regel scheint auch schon alles gesagt zu sein, was sich über die Bedeutung von "ich" sagen läßt.

Beschreibt diese Regel die Intension von "ich"? Natürlich nicht; dafür gibt es

⁵⁷ "Ich" könnte in der Äußerung auch im Rahmen direkter Rede vorkommen. Z.B. könnte ich sagen: "Hans hat gesagt: 'Ich komme auf jeden Fall.'" Das darin vorkommende "ich" bezeichnet offenbar nicht mich, sondern Hans. Aber das ist kein Gegenbeispiel; denn *ich* habe bei dieser Gelegenheit ja nicht "ich", sondern "ich" geäußert; nur Hans hat bei einer anderen Gelegenheit "ich" geäußert.

zwei Gründe. Erstens findet zwar jede mögliche Äußerung in einer möglichen Welt statt. Doch gibt es in einer möglichen Welt in der Regel viele Äußerungen. Eine Äußerungssituation oder ein Kontext hat zumindest noch eine zeitliche und eine räumliche Lage in einer möglichen Welt und ist insofern etwas Spezifischeres. Mithin ließe sich die angegebene Bedeutungsregel für "ich" nicht als Funktion aus der Menge der möglichen Welten in einen Gegenstandsbereich auffassen. Der zweite Grund ist wichtiger. Die Abhängigkeit, die in dieser Regel beschrieben wird, ist ja gar nicht die Form von Abhängigkeit, die, unseren Beobachtungen im letzten Abschnitt zufolge, von Intensionen ausgedrückt wird. Um Intensionen herauszufinden, müssen wir wissen, welche Extensionen unsere sprachlichen Ausdrücke unter kontrafaktischen Umständen haben. Und, so viel ist klar, wenn ich kontrafaktisch rede und dabei "ich" verwende, so meine ich damit nicht den, der unter den angenommenen kontrafaktischen Umständen der Sprecher wäre - falls dieser eindeutig bestimmt wäre -, sondern immer nur mich selbst. Wenn ich etwa sage: "Ich hätte die Ferien besser im Süden verbracht!", so rede ich von kontrafaktischen Umständen, in denen ich selbst die Ferien im Süden verbringe und nicht irgendein kontrafaktischer Sprecher. Oder betrachten wir etwa, wie Hans seinen Diskussionsbeitrag eröffnet: "Ich könnte ja auch meinen Mund halten; aber ich will jetzt doch einmal etwas sagen!" Der erste Teil der Äußerung ist ersichtlich wahr; es gibt kontrafaktische Umstände, in denen *Hans* nichts sagt. Er müßte nicht deswegen falsch sein, weil in jeder kontrafaktischen Situation *derjenige*, der sich so äußert, nicht seinen Mund hält. Das heißt, das von Hans geäußerte "ich" bezeichnet ihn, den Hans, auch in den möglichen Welten, von denen er redet.

Daraus sind zwei Schlußfolgerungen zu ziehen. Erstens ist das Wort "ich" bei jeder Verwendung offenbar ein starrer Designator, wie Kripke ihn definiert hat; es bezeichnet auch in kontrafaktischen Situationen seinen tatsächlichen Verwender. Zweitens ist nicht nur der Bezug, sondern auch die Intension von "ich" kontextabhängig; und die oben angegebene Bedeutungsregel beschreibt gerade diese Kontextabhängigkeit der Intension. Hier haben wir also ein klares Beispiel dafür, daß umgangssprachlicher Bedeutungsbegriff und Intensionsbegriff auseinanderfallen. Um die Bedeutung von "ich" zu beschreiben, genügt es nicht, die Intensionen von Verwendungen von "ich" anzugeben; die Regel, wie die Intension vom Kontext abhängt, gehört auch dazu.

Diese Sachlage treffen wir nicht nur bei "ich" an, sondern auch bei vielen anderen, nämlich bei allen indexikalischen Wörtern und mithin auch bei allen komplexen sprachlichen Ausdrücken, die solche Wörter enthalten. Wie viele das sind, ist im Moment nicht klar; ich denke, daß es wesentlich mehr sind, als man vorderhand denkt, ja, daß fast alle sprachlichen Ausdrücke in der einschlägigen Weise kontextabhängig sind -

ohne freilich diese Behauptung hier einlösen zu können. Jedenfalls ergibt sich daraus, daß im allgemeinen Fall die Extension eines sprachlichen Ausdrucks einer doppelten Abhängigkeit unterliegt: erstens ist für jeden möglichen Äußerungskontext eine Intension festgelegt, und zweitens bestimmt die Intension für jede mögliche Welt - für jede *Auswertungswelt* ("point of evaluation"), wie Kaplan zur Kontrastierung mit Kontexten sagt - eine Extension. Der Beschreibung dieser doppelten Abhängigkeit dient, was Kaplan die Charakterfunktion nennt⁵⁸: Die *Charakterfunktion* für eine gegebene Sprache L - üblicherweise durch $\|\ \|\$ symbolisiert - ordnet jedem Ausdruck α der Sprache L seinen Charakter $\|\alpha\|$ zu; der *Charakter* $\|\alpha\|$ von α ist eine Funktion, die jedem Kontext k aus der Menge K der möglichen Kontexte die Intension $\|\alpha\| (k)$ von α in k zuordnet; die *Intension* $\|\alpha\| (k)$ von α im Kontext k ist, wie gehabt, eine Funktion, die jeder möglichen Auswertungswelt w aus der Menge W der möglichen Welten die Extension $\|\alpha\| (k) (w)$ von α in k und w zuordnet; und diese Extension ist schließlich, ebenfalls wie bei Carnap, eine Entität, die jedenfalls der syntaktischen Kategorie von α angemessen ist: ein Gegenstand, falls α eine Gegenstandsbezeichnung ist, eine Menge von Gegenständen, falls α ein einstelliges Prädikat ist, ein Wahrheitswert, falls α ein Satz ist, etc.

Man kann den Charakter $\|\alpha\|$ von α ebenso gut als eine zweistellige Funktion auffassen, die jedem Kontext k und jeder möglichen Welt w eine Extension $\|\alpha\| (k, w)$ zuordnet. Das macht allerdings keinen Unterschied; die Formulierung, die ich gewählt habe, gestattet es lediglich, die Intension $\|\alpha\| (k)$ von α in k in dieser einfachen Weise zu benennen. Nach der gerade gegebenen Erklärung sind der Charakter eines Ausdrucks für *alle* möglichen Kontexte und seine Intensionen für alle möglichen Auswertungswelten erklärt. Wir hatten schon gesehen, daß es sich empfiehlt zuzulassen, daß diese Funktionen bloß partiell definiert sind, und daran werde ich mich im folgenden auch halten.

Betrachten wir einige einfache Beispiele:

$\|\text{ich}\| (k) (w) =$ der Sprecher von k (falls er in w existiert, ansonsten undefiniert),

$\|\text{jetzt}\| (k) (w) =$ die Zeit von k ,

$\|\text{hier}\| (k) (w) =$ der Ort von k ,

$\|\text{müde}\| (k) (w) =$ die Menge aller Paare $\langle a, t \rangle$ derart, daß der Gegenstand a zur
Zeit t in w müde ist,

$\|\text{ich bin jetzt müde}\| (k) (w) =$ wahr

gdw. $\langle \|\text{ich}\| (k) (w), \|\text{jetzt}\| (k)(w) \rangle \in \|\text{müde}\| (k) (w)$

gdw. der Sprecher von k zur Zeit von k in w müde ist.

⁵⁸ Am prägnantesten habe ich diese doppelte Abhängigkeit in Lewis (1980) beschrieben gefunden.

Dazu ist verschiedenes zu bemerken: (1) Der Charakter von "ich" wird durch den Klammerzusatz zu einem nur partiell definierten. Kaplan neigt dazu, ihn wegzulassen; mit Kripke neige ich dazu, ihn stehen zu lassen. Doch will ich diese Angelegenheit hier nicht erörtern; sicherlich steht es in besserem Einklang mit den Abschnitten 7 und 8, wenn wir den Vorbehalt machen. Darin, daß die Extension von "ich" ansonsten nicht von w abhängt und mithin für jedes w dieselbe ist, zeigt sich, daß "ich" bei jeder Verwendung ein starrer Designator ist; dasselbe gilt für "jetzt" und "hier".

(2) Was Kontexte genau sind, habe ich bisher nicht genau gesagt. Die Frage ist am Ende auch außerordentlich intrikat. Aber jedenfalls sind es Dinge, in denen es genau einen gibt, der eine Äußerung tut, und die an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit situiert sind. Sprecher, Zeit und Ort eines Kontext heißen auch *Kontextaspekte*, die zu berücksichtigen sind, weil es sprachliche Ausdrücke gibt, die sich gerade von diesen Merkmalen des Kontexts abhängig machen. Wir werden sehen, daß im Prinzip auch die gesamte mögliche Welt, in der der Kontext situiert ist, d.h. die Kontextwelt relevant werden kann, daß mithin die Kontextwelt einen weiteren Kontextaspekt bildet, der keinesfalls mit der Auswertungswelt verwechselt werden darf.

(3) Mit $\|müde\|$ wollte ich ein einfaches Beispiel für den Charakter eines Prädikats angeben. Ich möchte nicht behaupten, daß er in dieser Form haltbar ist. Z.B. ist nicht so klar, daß man "müde" als eine Relation zwischen Lebewesen und Zeitpunkten auffassen muß; man könnte der Zeitabhängigkeit von Müdigkeit auch anders gerecht werden.⁵⁹ Ferner ist "müde" diesem Charakter zufolge ein absoluter nicht kontextabhängiger Ausdruck; dies sieht man daran, daß im Definiens, d.h. rechts vom Gleichheitszeichen auf den Kontext k gar nicht Bezug genommen wird. So überraschend es sein mag, aber auch dies ist angreifbar. Es gibt so etwas wie versteckte Indexikalität, die in diesem Skriptum leider nicht mehr zur Sprache kommt und die man auch bei "müde" orten könnte.

(4) Mit dem letzten Beispiel wollte ich vorführen, wie sich der Charakter eines komplexen Ausdrucks, in diesem Fall eines Satzes, funktional aus den Charakteren der Teilausdrücke ergibt. Es ist ein sehr einfaches Beispiel, weil "müde sein" für die Gegenstandsbezeichnungen, auf die es angewandt wird, einen extensionalen Kontext (im früher dauernd verwandten Sinn von "Kontext") bildet. Ich will hier keine komplizierte-

⁵⁹ Die wichtigste Alternative wäre folgende: Man könnte vertreten, daß Extensionen nicht bloß von Auswertungswelten, sondern auch von Auswertungszeiten abhängen, daß Intensionen also als Funktionen aufzufassen sind, die jeder möglichen Welt *und* jeder möglichen Zeit eine geeignete Extension zuordnen; drum sprach Kaplan vorsichtshalber von "points of evaluation" und nicht von "worlds of evaluation". Mit dieser Auffassung könnte man "müde" als ein einstelliges Prädikat für Lebewesen behandeln. Ich will hier nicht diskutieren, wie man zwischen diesen Alternativen entscheiden kann.

ren Beispiele diskutieren, aber auch schon dieses Beispiel läßt vielleicht erahnen, wie man die Charakterfunktion für eine ganze Sprache oder für interessante Ausschnitte einer Sprache rekursiv definieren könnte.

Ein Resümee läßt sich hier schon ziehen: Nach dem klassischen Standard wurde der intuitive Begriff der sprachlichen Bedeutung - oder der zentrale Aspekt davon, der uns hier dauernd interessiert - durch den Begriff der Intension expliziert; die rekursive Semantik auf der fünften Stufe des im Abschnitt 3 skizzierten Griceschen Programms, bestand in einer rekursiven Erklärung der Intensionen der Ausdrücke einer gegebenen Sprache. Der neuen Orthodoxie zufolge kann aber erst der reichere Begriff des Charakters, der die doppelte Abhängigkeit der Wahrheit von Sätzen und der Extensionen sprachlicher Ausdrücke im allgemeinen beschreibt, den betrachteten intuitiven Begriff der sprachlichen Bedeutung explizieren; er und kein anderer ist somit zur Grundlage der rekursiven Semantik zu machen. Zu einem guten Teil ist diese Aussage immer noch programmatisch; aber die Erfolge der neuen Orthodoxie sind meines Erachtens so überzeugend, daß an der Richtigkeit dieser Aussage kaum Zweifel bestehen kann. Ein Stück weit wenigstens will ich das in diesem Abschnitt noch erläutern.

Bevor ich fortfahre, sollte ich erwähnen, daß meine Erklärung des Charakters von "ich" nicht im Ergebnis, aber in der Methode von Kaplans Erläuterung etwas abweicht; denn ich habe seine Lehre von der sogenannten direkten Referentialität noch gar nicht erwähnt. Kaplan benutzt ein recht plastisches und insofern nützliches Bild, um zwei Arten elementarer sprachlicher Ausdrücke zu unterscheiden, die *deskriptiven* und die *direkt referentiellen*. Die deskriptiven Ausdrücke sind z.B. Namen und Kennzeichnungen, so wie Frege, Carnap, etc. sie sich vorgestellt haben, aber auch Prädikate, usw. Für sie gilt die klassische semantische Auffassung, welche wir zur Genüge kennengelernt haben; Kaplan nennt sie das Fregesche Bild. Danach bestimmen die Konventionen oder Regeln einer natürlichen Sprache die Intension (oder den Sinn) eines Ausdrucks, und diese bestimmt ihrerseits in Abhängigkeit von der tatsächlichen Beschaffenheit der Welt die Extension des Ausdrucks. Erst dadurch, daß man beide Bestimmungen hintereinanderschaltet, ist für einen Ausdruck eine Extension festgelegt. Der Fehler des Fregeschen Bildes ist, alle Ausdrücke auf diese Weise für deskriptiv zu halten. Denn es gibt daneben noch die direkt referentiellen Ausdrücke, zu denen jedenfalls die reinen Indikatoren gehören, aber, wie wir sehen werden, auch noch andere Gegenstandsbezeichnungen. Für diese gilt ein anderes Bild. Für sie gelten sprachliche Regeln oder Konventionen, die für einen Kontext jeweils einen Bezug, d.h. eine Extension bestimmen, und zwar gewissermaßen auf direkte Weise; Wort und Kontext greifen konventionsgemäß direkt einen Bezugsgegenstand heraus. In einem zweiten Schritt bestimmt dann die Ex-

tension die Intension, weil es eben dieser Bezugsgegenstand selbst ist, den man dann in alle möglichen kontrafaktischen Umstände bringt. Daß die Extension die Intension bestimmt, geht natürlich nur, wenn die Intension diese Extension als konstanten Wert annimmt; variable Funktionen sind nicht durch einen einzigen Funktionswert eindeutig bestimmt. Daraus ergibt sich, daß direkt referentielle Ausdrücke in Kripkes Sinne starre Designatoren sein müssen. Damit offeriert Kaplan sogar eine Erklärung für die Starrheit solcher Gegenstandsbezeichnungen. Freilich ist zu beachten, daß nicht alle starren Gegenstandsbezeichnungen direkt referentiell sind. "Die Anzahl der Planeten dividiert durch die Anzahl der Planeten" ist ein Designator, der starr die Zahl 1 bezeichnet. Aber er ist nicht direkt referentiell, weil man gewissermaßen erst seine Intension anschauen muß, um zu merken, daß sie konstant ist.

So hilfreich diese Gegenüberstellung in intuitiver Hinsicht sein mag, theoretisch scheint sie mir weniger fruchtbar zu sein. Zunächst ist der Begriff der direkten Referentialität nur auf Gegenstandsbezeichnungen gemünzt; im Gegensatz zum Begriff der Starrheit läßt er sich nicht auf andere syntaktische Kategorien ausdehnen. Vor allem aber beruhen Kaplans Bilder auf einer Doppeldeutigkeit dessen, was er "bestimmen" nennt. Vorderhand hat "bestimmen" einen ganz formalen Sinn: der Charakter bestimmt die Intension, und die Intension bestimmt die Extension, in dem Sinne, in dem eben jede Funktion zu jedem Argument einen Funktionswert bestimmt. Diese Form des Bestimmens gilt für deskriptive wie für direkt referentielle Ausdrücke. Wenn Kaplan hier nun aber Gegensätze erzeugen will und einmal die Intension die Extension und andermal die Extension die Intension bestimmen soll, so bekommt "bestimmen" plötzlich eine erkenntnistheoretische Färbung, welche die Richtung oder Reihenfolge festlegt, in der wir die Dinge ermitteln oder erkennen. Diese Färbung bleibt bei Kaplan aber blaß, und sie bekommt keinen weiteren theoretischen Stellenwert. Dementsprechend wird ungenügend klar, was genau direkt referentielle Ausdrücke gegenüber starren Designatoren auszeichnen soll; in ihrem Charakter allein kann es sich jedenfalls nicht zeigen, da dieser nur dem formalen und nicht diesem erkenntnistheoretischen Sinn des Bestimmens Rechnung trägt. Da nun aber nur die Charakterfunktion im weiteren zum zentralen Grundbegriff der Semantik wird, schließe ich daraus, daß nur der Begriff der Starrheit theoretisch wichtig ist und der der direkten Referentialität lediglich eine intuitive Hilfsrolle spielt. So viel nebenbei zu Kaplans direkter Referentialität.

Der entscheidende theoretische Punkt ist nun, daß sich im Rahmen dieser Charakterbegrifflichkeit Kripkes zwei Modalitäten explizieren und miteinander in Beziehung setzen lassen. Dies läßt sich schon mit den wenigen Wörtern, deren Charakter ich angegeben habe, nämlich am Beispielsatz "ich bin jetzt hier" gut erläutern. Das "sein" be-

deutet darin ersichtlich so viel wie "sich befinden". Demnach gilt:

$\| \text{ich bin jetzt hier} \| (k) (w) = \text{wahr}$

gdw. $\| \text{ich befinde mich jetzt hier} \| (k) (w) = \text{wahr}$

gdw. $\langle \| \text{ich} \| (k) (w), \| \text{jetzt} \| (k) (w), \| \text{hier} \| (k) (w) \rangle \in \| \text{sich befinden} \| (k) (w)$,

gdw. der Sprecher von k sich zur Zeit von k in w am Ort von k befindet.

w ist dabei, wohlgemerkt, die Auswertungswelt und nicht die Kontextwelt. Der Charakter von "ich bin jetzt hier" sieht also für drei Kontexte und drei Auswertungswelten etwa so aus (wobei W für den Wahrheitswert "wahr" und F für "falsch" stehe):

$\ \text{ich bin jetzt hier} \ $	w_1	w_2	w_3
k_1	W	F	F
k_2	F	W	W
k_3	F	F	W

Darin spiegelt sich zweierlei. Erstens gibt es offenkundig immer mögliche Auswertungswelten, in denen sich der Sprecher von k zur Zeit von k gerade nicht am Ort von k befindet; er muß ja nicht da sein, wo er gerade ist. Das heißt, daß "ich bin jetzt hier" für jedes k zumindest für manche w falsch wird; deswegen enthält jede Zeile der obigen Tabelle mindestens einmal den Wahrheitswert "falsch". Das heißt aber nichts anderes, als daß "ich bin jetzt hier" in jedem Kontext nicht (metaphysisch) notwendigerweise wahr ist, daß also "notwendigerweise bin ich jetzt hier" in jedem Kontext falsch ist. Das entspricht ja auch genau der Intuition. Die allgemeine Lehre daraus ist: Ob eine bestimmte Äußerung, d.h. ein bestimmter Satz S in einem bestimmten Kontext k , *metaphysisch notwendig* ist, d.h. eine metaphysische Notwendigkeit ausdrückt, bemißt sich genau daran, ob für alle Auswertungswelten w $\|S\| (k) (w) = \text{wahr}$ ist, ob also in der zu k gehörigen Zeile oder *Horizontale* der $\|S\|$ entsprechenden Tabelle immer nur der Wahrheitswert "wahr" auftaucht.

Zweitens haben wir aber darüber hinaus die Intuition, daß "ich bin jetzt hier" nie falsch geäußert werden kann, also in jedem Kontext wahr ist. Denn in jedem Kontext befindet sich der Sprecher zur Kontextzeit am Kontextort und nirgendwo anders; so sind Kontexte zu erklären. Doch was soll Wahrheit in einem Kontext ohne Bezugnahme auf eine Auswertungswelt sein? Ganz einfach: Eine Äußerung findet ja auf jeden Fall in der Kontextwelt statt, welche gemäß unserer Ankündigung in der obigen Bemerkung (2) ebenfalls ein Kontextaspekt ist. Daß eine Äußerung, d.h. ein Satz S in einem Kontext k wahr ist, kann demnach nur heißen, daß er in der Kontextwelt wahr ist, d.h. daß

sich der Wahrheitswert "wahr" ergibt, wenn man als Auswertungswelt die Kontextwelt selbst hernimmt, d.h. formal ausgedrückt, daß $\|S\| (k) (w_k) = \text{wahr}$ ist, wobei w_k die Welt sei, in der der Kontext k situiert ist. Das ist in der obigen Tabelle berücksichtigt, wenn wir annehmen, daß w_1 die Kontextwelt des Kontexts k_1 ist, w_2 die von k_2 und w_3 die von k_3 . Für $n = 1,2,3$ ist nämlich $\| \text{ich bin jetzt hier} \| (k_n) (w_n) = \text{wahr}$, oder plastischer ausgedrückt: die *Diagonale* obiger Tabelle enthält nur den Wahrheitswert "wahr". Wenn nun ein Satz in jedem Kontext wahr ist, so wissen wir von seinen Äußerungen von vornherein, daß sie wahr sind, auch wenn wir die Kontexte, in denen er geäußert wird, nicht genau kennen. In diesem Sinne ist er also a priori wahr; das ist Kaplans Explikation von Apriorität. Um also die Definition allgemein festzuhalten: Ein Satz S ist *a priori wahr* gdw. er in allen Kontexten wahr ist, wenn also für alle k $\|S\| (k) (w_k) = \text{wahr}$ ist, d.h. die Diagonale von $\|S\|$ nur den Wahrheitswert "wahr" enthält.

Kontingenz und Notwendigkeit nehmen mithin immer auf die Auswertungswelten Bezug, während sich die erkenntnistheoretische Dimension auf die Kontexte bezieht; es sind nicht die möglichen Welten als Auswertungswelten, sondern immer die Kontexte, in denen wir uns zu befinden glauben, die wir als bloß möglich, aber unwirklich ausschliessen, die wir für so und so wahrscheinlich halten, etc. Wenn wir uns weiter in die Erkenntnistheorie vertiefen würden, so würde sich die große Tragweite dieser Folgerung erst richtig erschließen.

Auch die dritte, von Kripke nur gestreifte Modalität, nämlich Analytizität, läßt sich in Kaplans Rahmen erklären. Die intuitive Erläuterung ist, daß ein Satz gerade dann analytisch wahr ist, wenn er allein aufgrund der Bedeutung der in ihm verwandten Wörter und ihrer Art der Zusammensetzung wahr ist. Wo nun der Charakterbegriff den intuitiven Bedeutungsbegriff explizieren soll, transformiert sich diese Erläuterung in die folgende Definition: Ein Satz S ist *analytisch wahr* genau dann, wenn $\|S\| (k) (w) = \text{wahr}$ für alle k und w , wenn also der Satz in allen Kontexten und Auswertungswelten wahr ist. Ein Satz ist danach also genau dann analytisch, wenn er in jedem Kontext notwendig ist oder wenn er a priori und in jedem Kontext starr, d.h. von konstanter Intension ist. Dies bestätigt im wesentlichen Kripkes noch vortheoretischen Analytizitätsbegriff.

Kaplans Explikation ist ein wesentlicher Fortschritt. Sie präzisiert einen Begriff, der bei Kripke nicht theoretisch, sondern nur an Beispielen halbwegs geklärt wurde. Wichtiger aber ist noch die Tatsache, daß sich beide Modalitäten mit Hilfe des Charakterbegriffs erklären lassen; dies erlaubt es nämlich, die Zusammenhänge, die zwischen ihnen bestehen, zu formulieren und (im Prinzip mittels solcher Tabellen wie der obigen) theoretisch zu studieren. Auch das ist von großer Tragweite, was sich hier aber nur noch

unzulänglich wird demonstrieren lassen.

Im nächsten Schritt geht es darum, die Definition der Charakterfunktion über die reinen Indikatoren hinaus auf andere Ausdrücke auszudehnen. Betrachten wir zunächst die uns schon vertrauten Kennzeichnungen wie "der Mörder von Schmidt" oder "der Erbauer des Eiffelturms". Bei ihnen hatten wir im Abschnitt 9 mit Donnellan eine Ambiguität zwischen referentieller und attributiver Verwendung geortet. Diese Ambiguität läßt sich in Kaplans Rahmen bestens explizieren.

Einerseits können wir "der Mörder von Schmidt" als deskriptiven Ausdruck behandeln. Er ist dann nicht kontextabhängig, seine Intension also für jeden Kontext dieselbe; und diese Intension ist die Carnapsche, die jeder Auswertungswelt w das Individuum zuordnet, das in w Schmidt ermordet hat - sofern es dort genau ein solches Individuum gibt. Dies ist Donnellans attributive Lesart. Andererseits können wir "der Mörder von Schmidt" als direkt referentiellen Ausdruck auffassen. Die in der Kennzeichnung gegebene Information dient dann dazu, im gegebenen Kontext das bezeichnete Individuum aufzufinden, und dieses Individuum ist dann konstanter Wert der Intension; es ist dieses Individuum, welches gegebenenfalls in kontrafaktische Umstände gebracht wird. Dies ist Donnellans referentielle Lesart, die Kennzeichnungen als kontextabhängige, aber starre Designatoren behandelt.

Beachtenswert daran ist, daß die in der Kennzeichnung gegebene Information sozusagen in beliebige Teile der Kontextwelt ausgreifen kann; betrachten Sie etwa Ausdrücke wie "der erste Mensch auf dem Mars", "das am weitesten entfernte Quasar", "der letzte Dinosaurier", etc. Im Prinzip läßt sich auf diese Weise jeder Gegenstand in der Kontextwelt auf direkt referentielle Weise bezeichnen. Diese Sachlage ist es, die uns dazu nötigt, die gesamte Kontextwelt als einen Kontextaspekt zu betrachten, der für kontextabhängige Ausdrücke relevant werden kann. Damit können wir den Charakter der beiden Lesarten noch einmal festhalten - wobei die Subskripts "ref" und "attr" die Lesarten unterscheiden und w_k wieder die Welt des Kontexts k sei:

- || (der Erbauer des Eiffelturms)_{attr} || (k) (w) = dasjenige Individuum, das in w den Eiffelturm erbaut hat - sofern es in w genau ein solches Individuum gibt,
- || (der Erbauer des Eiffelturms)_{ref} || (k) (w) = dasjenige Individuum, das in w_k den Eiffelturm erbaut hat - sofern es in w_k genau ein solches Individuum gibt (und es in w existiert).

Daran sieht man, daß die Ambiguität durchaus eine subtile ist; man muß erst einmal wie Kaplan dahintergekommen sein, daß Extensionen sprachlicher Ausdrücke in doppelter Weise weltabhängig sein, von Kontext- und von Auswertungswelt abhängen können.

Damit lassen sich auch die im letzten Beispiel gemachten Behauptungen über Sätze der Form "der F ist F " nachvollziehen. Bei attributiver Lesart ergibt sich ein Charakter, demzufolge ein solcher Satz offenkundig notwendig und überdies nicht kontextabhängig, also in jedem Kontext notwendig und somit analytisch ist - zumindest wenn man die Einzigkeitspräsupposition explizit hinzufügt. Bei referentieller Lesart hingegen ergibt sich ein Charakter, demzufolge ein solcher Satz nicht notwendig ist - jedenfalls wenn wir solche Prädikate wie "den Eiffelturm erbauen" etc. betrachten. Der Satz ist aber immer noch a priori, d.h. in allen Kontexten wahr; wenn wir in der Kontextwelt den F herausgreifen, so ist er jedenfalls in der Kontextwelt F , was immer der Kontext sei.

Demonstrativa behandelt Kaplan ganz ähnlich, wie wir gerade referentiell verwandte Kennzeichnungen erläutert haben. Demonstrativa waren, wie erwähnt, Ausdrücke wie "dieser", "der da", "dieser F ", "der F da", etc. In der Regel enthalten Demonstrativa irgendein Prädikat; Demonstrativpronomina kommen selten nackt vor. Demonstrativa gleichen also Kennzeichnungen; nur benutzen sie anstelle des bestimmten Artikels ein Demonstrativpronomen. Das Prädikat eines Demonstrativums wird, wenn überhaupt vorhanden, allermeistens nicht eindeutig sein; mit Strawson hatten wir ja schon beobachtet, daß dies bei den Kennzeichnungen ja eigentlich auch nicht anders ist. Die Information, die die nötige Eindeutigkeit herstellt, läßt sich also nur aus dem Kontext heraus entnehmen. Sagt jemand, mit der Hand in halbrechte Richtung weisend: "der Mann da", so liegen über den bezeichneten Gegenstand mehrere Informationen vor: erstens daß er ein Mann ist - was ihn natürlich bei weitem nicht eindeutig bestimmt -, und zweitens, daß er sich vom Sprecher aus in halbrechter Richtung in Sichtweite befindet - und da wird es dann, wenn sich der Sprecher nicht allzu mißverständlich angestellt hat, nur noch einen solchen Gegenstand geben.

Allgemein stellt sich Kaplan also die Funktionsweise von Demonstrativa in der folgenden Weise vor: Mit jeder Verwendung eines Demonstrativums α in einem Kontext k ist eine Eigenschaft $P_{\alpha,k}$ - Kaplan nennt sie eine Demonstration - assoziiert, die den demonstrierten Gegenstand eindeutig bestimmt. Diese Demonstration ist meistens teilweise, aber selten vollständig im Demonstrativum selbst spezifiziert. Die Vervollständigung der Demonstration aus dem Kontext heraus vollzieht sich nach diffusen und komplexen Regeln, die schwer zu formulieren sein dürften; uns genügt hier die Beobachtung, daß sie zumeist irgendwie erfolgreich sind. Die Bezugnahme auf den demonstrierten Gegenstand vermittelt der Demonstration ist dabei eine direkte, so daß die sich ergebende Intension eine konstante ist. Formal lautet das dann so:

$$\|\alpha\| (k) (w) = \text{dasjenige Individuum, das in } w_k \text{ die Eigenschaft } P_{\alpha,k} \text{ hat (sofern$$

es in w_k genau ein solches Individuum gibt und es in w existiert).

Daran, daß die Extension (bis auf die Existenz) nicht von der Auswertungswelt w abhängt, sieht man wiederum, daß α ein starrer Designator ist; und darin, daß erstens in verschiedenen Kontexten verschiedene $P_{\alpha,k}$'s mit α assoziiert sind und zweitens selbst in Kontexten, in denen dasselbe $P_{\alpha,k}$ assoziiert ist, jeweils ein anderer Gegenstand $P_{\alpha,k}$ erfüllen kann, zeigt sich die Indexikalität von α .

Wir hatten im vergangenen Abschnitt mit Kripke die negative Feststellung treffen müssen, daß Freges Problem der Informativität von Identitätssätzen für starre Designatoren so ungelöst ist wie eh und je. Diese Bemerkung läßt sich nunmehr positiv fortsetzen; in der Tat entsprang Kaplans Theorie seinem Nachdenken über dieses Problem. Was er anbieten kann, ist zumindest eine Lösung des analogen Problems für Identitätssätze mit Demonstrativa; auch Sätze mit solchen starren Designatoren können ja informativ sein. Diese Lösung können wir nach unseren Vorarbeiten leicht nachvollziehen. Betrachten wir ein Beispiel:

Ein Zeuge sagt im Gerichtssaal: "Der da ist dieser Mann!" und zeigt bei "der da" auf ein Photo, welches einen Mann unter verdächtigen Umständen zeigt, und bei "dieser Mann" auf die Person, die auf der Anklagebank sitzt. Nach Kaplans Theorie der direkten Referentialität sind beide Demonstrativa, die der Zeuge verwendet, starre Designatoren; hat der Zeuge recht, so hat er etwas notwendig Wahres gesagt. Aber offenkundig ist seine Aussage informativ; sie führt ja eventuell zur Verurteilung des Angeklagten. Die Erklärung dafür liegt mittlerweile auf der Hand: Die Informativität eines Satzes zeigt sich an der Diagonale seines Charakters, d.h. daran, in welchen Kontexten er wahr ist. Ist er in allen Kontexten, d.h. a priori wahr, so ist er auch nicht informativ; ist er nur in manchen Kontexten wahr, so ist er informativ. Mit "der da" ist nun im gegebenen Kontext eine Eigenschaft P assoziiert und mit "dieser Mann" eine andere Eigenschaft Q . Die in der Äußerung enthaltene Information ist also "derjenige, der in $w_k P$ ist = derjenige, der in $w_k Q$ ist", und diese ist nicht in allen Kontexten wahr.

Diese Lösung beruht natürlich auf Kaplans Explikation von Apriorität und damit von Informativität mittels der Diagonalen von Charakteren. Ansonsten ist sie von der von Frege ursprünglich anvisierten Lösung gar nicht so verschieden; auch Kaplan assoziiert mit einer Gegenstandsbezeichnung eine kennzeichnende Beschreibung. Nur bezieht er diese auf die Kontextwelt und nicht auf die Auswertungswelt, d.h. er liest sie referentiell und nicht attributiv - was noch einmal klar macht, welch wichtigen Anstoß Donnellans Unterscheidung gegeben hat. In der Tat werden, wenn man sich mit Kaplans Rahmen wappnet, die alten Schriften systematisch zweideutig. Der Umstand, daß die früheren Semantiker das Phänomen der Kontextabhängigkeit zwar wahrgenommen,

aber eher beiläufig behandelt haben, und die Tatsache, daß bei ihnen die zwei Modalitäten Notwendigkeit und Apriorität tendenziell ineinander verschwammen, erlaubt es, das, was Frege unter einem Sinn verstand, und das, was Carnap eine Intension nannte, verschieden zu interpretieren: als das, was wir im Kaplanschen Rahmen immer noch Intension nannten, oder als die Diagonale von Charakteren. Kripke hat, in vielleicht unfreundlicher Weise, nur die erste Interpretation angelegt, wonach sich vieles von dem, was seine Vorgänger sagten, als falsch erwies. Freundlicher, aber auch nicht durchweg adäquat wäre die zweite Interpretation gewesen. Angemessen ist vielmehr, beide Interpretationen zu unterscheiden und zu verwenden, wie es Kaplan mit seiner Theorie tun kann.

Freilich funktioniert Kaplans Lösung für Freges Problem nur für indexikalische Ausdrücke. Haben wir es nur mit absoluten, nicht kontextabhängigen Ausdrücken zu tun, so folgt, daß mit ihnen gebildete notwendige Sätze analytisch und mithin auch a priori und nicht informativ sind. Falls man also Identitätssätze, die mit absoluten Gegenstandsbezeichnungen gebildet sind, intuitiv für informativ hält, so könnte Kaplan dafür keine Erklärung anbieten. Wie steht es also mit Eigennamen? Bisher haben wir an Gegenstandsbezeichnungen ja nur reine Indikatoren, Demonstrativa und referentiell und attributiv verwandte Kennzeichnungen diskutiert. Hier tut sich für Kaplan ein schwerwiegendes Problem auf. Zum einen denkt Kaplan, daß Eigennamen direkt referentiell sind. Insofern folgt er Kripke in der Meinung, daß Namen starre Designatoren sind und mit ihnen gebildete Identitätssätze, falls wahr, notwendig wahr sind. Zum andern aber kann er nicht sehen, inwiefern Eigennamen indexikalisch sein sollen. Da scheint er recht zu haben. Worin könnte denn eine Kontextabhängigkeit etwa von "Willy Brandt" oder von "Stuttgart" oder von "die Erde" liegen? Wann und in welchem Kontext immer ein solcher Name verwandt wird, er scheint dann immer denselben Gegenstand zu bezeichnen. Wenn dem so ist, so wären Namen absolut; mit ihnen gebildete Identitätssätze wären dann analytisch und nicht informativ - entgegen der hier dauernd hochgehaltenen Intuition, wonach "der Abendstern = der Morgenstern" doch informativ ist.

Kaplan räumt dies im Abschnitt XXII von "Demonstratives" (1977) ein; damit gibt er zu, daß er nur eine partielle Lösung von Freges Problem gefunden hat. Mit diesem Zugeständnis legt er gleichzeitig nahe, daß eine vollständige Lösung nur mit anderen Methoden zu finden wäre, und raubt so gleichzeitig seinen Einsichten einen guten Teil ihrer Wirkung. Ich glaube, daß er damit seinen Lösungsansatz unterschätzt hat. Namen sind entgegen dem ersten Anschein doch indexikalisch, und Kaplans Lösung von Freges Problem funktioniert auch für sie in befriedigender Weise. In der Tat sind Eigennamen meiner Meinung nach sogar in zwei- oder dreifacher Weise, vielleicht in

einer trivialeren und jedenfalls in zwei tieferen Weisen, kontextabhängig. Dies hätte der Rest der geplanten Vorlesung klar machen sollen. Hier sei stattdessen nur noch ein Ausblick auf das geplante weitere Programm hinzugefügt, der die weiteren Thesen und Argumente zwar nicht mehr verständlich machen, aber wenigstens als sozusagen kommentierter Hinweis auf noch jüngere zentrale Literatur zum Thema dieser Vorlesung dienen kann.

12. Ausblick

Bei der eventuellen trivialeren Kontextabhängigkeit von Namen dreht es sich um folgendes: Im Abschnitt 7 hatten wir schon festgestellt, daß es nicht ungewöhnlich ist, daß mehrere Gegenstände den gleichen Namen tragen. Bei der Behandlung dieses Phänomens tut sich die schon in Fußnote 40 (S. 50) erwähnte theoretische Alternative auf:

Die vorderhand natürlichere Alternative ist, einen mehrfach verwandten Namen als in entsprechend mehrfacher Weise ambig aufzufassen. Heißen viele Leute "Hans", so hat "Hans" viele Lesarten; in Wahrheit gibt es dann viele verschiedene, aber homonyme, eben "Hans" lautende Wörter. Ambiguität ist zumindest bei Prädikaten ein vertrautes Phänomen; es gibt viele Prädikate, die zwei- oder gar dreideutig sind. Mit Namen ist es nach dieser Auffassung nicht anders, auch wenn es vielleicht seltsam ist, daß manche Namen dann sogar tausendfach mehrdeutig sind. Zur Desambiguierung ambiger Wörter und Sätze stellt der jeweilige Verwendungskontext in der Regel hinreichende, wenn auch schwer zu beschreibende Schlüssel bereit. Gleichwohl wird Ambiguität nicht als Kontextabhängigkeit verstanden; Ambiguität ähnelt gar nicht den im letzten Abschnitt anhand von Indikatoren und Demonstrativa beschriebenen Phänomenen.⁶⁰ Diese Auffassung hat zuletzt Kaplan (1990/91) noch einmal bekräftigt.

Die andere, ungewöhnlichere Alternative hat Burge (1973) stark gemacht. Er hält einen Namen für ein verkapptes Prädikat, das auf alle Gegenstände zutrifft, die diesen Namen tragen. Wird dann etwa "Hans" dazu verwandt, einen bestimmten Gegenstand zu benennen, so ist das eine demonstrative Verwendung, die so viel bedeutet wie "dieser Hans". In analoger Weise haben wir ja auch das Prädikat "Mann" und die Gegenstandsbezeichnung "dieser Mann". Danach wäre also "Hans" als Gegenstandsbezeichnung wie andere Demonstrativa als kontextabhängig zu verstehen, wie wir es im letzten Abschnitt beschrieben haben.

Burge zieht als Argument vor allem die Beobachtung heran, daß wir Namen wie normale Prädikate mit Artikeln kombinieren können: mit dem bestimmten Artikel - "der Hans" ist im Süddeutschen gebräuchlicher als im Norddeutschen; so viel ich weiß, ist diese Kombination im Katalanischen obligatorisch, im Spanischen hingegen verboten -, aber auch mit Possessivpronomina - "mein Hans verdient viel mehr als dein Hans" -

⁶⁰ Ein Beispiel dafür, daß man sowohl Kontextabhängigkeit wie Ambiguität haben kann, liefern vielleicht die Anrede "Sie" und das Plural-"sie", die lautsprachlich und auch durch die mit ihnen verknüpften Verbformen nicht zu unterscheiden sind. Beide sind indexikalisch; und welches von beiden gemeint ist, ist bei vielen Äußerungen erst zu desambiguieren.

oder Allquantoren - "jeder Hans bekommt einen Trostpreis" -, etc. Um uns eine ernsthafte Meinung über diese Alternative und damit über diese mögliche Form von Kontextabhängigkeit von Namen bilden zu können, müßten wir uns sehr viel eingehender mit der Abgrenzung zwischen Ambiguität und Kontextabhängigkeit und den weiteren Argumentationsmöglichkeiten beschäftigen.

Während die letzte Frage von eher linguistischem Interesse war, ist die nächste Form von Kontextabhängigkeit von großer philosophischer Wichtigkeit. Putnam (1975) kommt das Verdienst zu, sie als erste thematisiert zu haben. In der Tat werden Kripke (1972) und Putnam (1975) oft als Zwillingartikel dargestellt, sowohl inhaltlich wie hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit; wie der eine unser Denken über Namen revolutioniert hat, so hat der andere unsere semantischen Auffassungen über Prädikate völlig umgestülpt. Das liegt daran, daß für beide der Begriff der starren Designation zentral ist. Die Parallele ist freilich nicht so klar, wie in der Literatur, im Gefolge Putnams, oft angenommen wird. Ein anderer Begriff, den Putnam eingeführt hat, ist in unserem Zusammenhang wichtiger, nämlich der der versteckten Indexikalität. Hilary Putnam hat erkannt, daß normale Prädikate - seine Hauptbeispiele sind Prädikate für natürliche Arten wie "Wasser", "Elektron", "Zitrone", "Tiger", etc. - in einer versteckten Weise vom Kontext abhängen; d.h. die Intension solcher Prädikate variiert von Kontext zu Kontext. Dreierlei wäre in einer längeren Vorlesung noch zur Sprache gekommen: Erstens wäre das Phänomen der versteckten Indexikalität zu erläutern gewesen; doch sind schon Putnams eigene Erklärungen sehr eindrucklich: Zweitens wäre klar zu machen gewesen, wie sich diese versteckte Indexikalität als Indexikalität im Kaplanschen Sinne beschreiben läßt, was also der Charakter solcher Prädikate ist; auf diese Frage habe ich in der Literatur keine gute Antwort gefunden, auf die ich hier verweisen könnte. Und drittens wäre zu erläutern gewesen, inwiefern sich auch bei Eigennamen dieses Phänomen der versteckten Indexikalität findet und inwiefern sich Kaplans in Bezug auf Demonstrativa entwickelte Lösung von Freges Problem der Informativität von Identitätssätzen mithin doch auf Eigennamen übertragen läßt.

In ähnlicher Weise sind Burge (1979) und Kripke (1979) Zwillingartikel: Ich hatte letzthin nicht mehr explizit von subjektiver Bedeutung gesprochen. Doch bin ich davon ausgegangen - und der Text sollte das nahe gelegt haben -, daß die subjektive Bedeutung eines (Behauptungs-)Satzes für den Sprecher im Inhalt der Überzeugung liegt, die er mit der Äußerung dieses Satzes ausdrückt, und für den Hörer im Informationswert, den diese Äußerung für ihn hat. Beides gehört der erkenntnistheoretischen Dimension an, und so liegt es im Kaplanschen Rahmen weiterhin nahe, die subjektive Bedeutung eines Satzes eben durch die Diagonale des Charakters dieses Satzes, also durch die

Menge der Kontexte, in denen er wahr ist, zu explizieren. Burge (1979) hat nun sehr nachhaltig argumentiert, daß diese Explikation subjektiver Bedeutungen und Überzeugungen nicht ganz adäquat ist; jedenfalls haben so explizierte subjektive Überzeugungen so unerwartete Eigenschaften, daß sie die Bezeichnung "subjektive Überzeugung" nicht zu verdienen scheinen. Burge demonstriert dies, an Putnam (1975) anknüpfend, anhand einer großen Klasse ganz gewöhnlicher Prädikate und anhand damit gebildeter Sätze und damit ausgedrückter Überzeugungen. Kripke (1979) kommt in recht anderem Gewande daher, aber im Grunde argumentiert er für den gleichen Punkt mithilfe seiner Beobachtungen über die Semantik von Eigennamen.

Beide Arbeiten sind freilich nicht als explizite Kritiken an Kaplan formuliert; Kaplan steht ja selbst nicht hinter der angedeuteten Explikation subjektiver Bedeutungen, da sie seines Erachtens, wie ich erläutert hatte, schon für Identitätssätze mit Eigennamen nicht angemessen ist. Daher lassen sich die Hauptthesen dieser Arbeiten auch ohne jede Bezugnahme auf Kaplan formulieren und verständlich machen. In einer längeren Vorlesung hätten diese Arbeiten aber im Sinne des vorigen Absatzes interpretiert, auf den Punkt gebracht und so zusammen mit den anderen Arbeiten in eine Gedankenlinie eingeordnet werden sollen.

Hätte sich damit Kaplans Strategie zur Lösung von Freges Problem doch als unhaltbar erwiesen? Nein, die Ideen zur Beseitigung dieser neuen Hürden liegen schon bereit, in den Arbeiten Robert C. Stalnakers, die sich letztlich gar nicht leicht erschließen, die insgesamt eine allmählich deutlich werdende Einheit bilden und von denen ich aber die Aufsätze (1978), (1987a) und (1987b) hervorheben möchte. Stalnaker entwickelt darin, wenngleich eher anhand von Beispielen und mit wenig expliziten Definitionen, eine Theorie sogenannter Propositionalkonzepte, die den Kaplanschen Charakteren von Sätzen sehr ähnlich sind, sich von ihnen aber doch auf subtile Weise unterscheiden. Eine eingehendere Analyse dieses Unterschieds würde, so denke ich, eine weitere Form der Kontextabhängigkeit zutage fördern, die in Kaplans Charakterfunktion, so wie sie hier erläutert worden war, noch nicht berücksichtigt ist und die meines Erachtens eine befriedigende Erklärung und Überwindung der von Burge (1979) und Kripke (1979) aufgewiesenen Schwierigkeiten gestatten würde. So wäre die hier schon geschilderte Lösung Kaplans für Freges Problem im Kern also letztlich zu retten.

Offensichtlich sind diese Andeutungen unzulässig kurz und wenig verständlich. Ebenso offensichtlich ist, daß eine sorgfältigere Ausführung dieser Andeutungen dieses Skriptum glatt verdoppelt hätte. Wenn diese Andeutungen also wenigstens ein Interesse an der weiteren Auseinandersetzung mit der angegebenen Literatur geweckt haben sollten, so hätten sie Ihren Zweck schon vollauf erfüllt.

Literaturverzeichnis

- Almog, J., J. Perry, H. Wettstein (Hg.) (1989), *Themes from Kaplan*, Oxford
- Austin, J.L. (1956), *How to Do Things With Words*, London; dt. Übers.: *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1972
- Bealer, G. (1982), *Quality and Concept*, Oxford
- Bennett, J. (1976), *Linguistic Behavior*, Cambridge; dt. Übers.: *Sprachverhalten*, Frankfurt a.M. 1980
- Blau, U. (1977), *Die dreiwertige Logik der Sprache*, Berlin
- Burge (1973), "Reference and Proper Names", *Journal of Philosophy* 70, 425-439; dt. Übers.: "Referenz und Eigennamen", in Wolf (1985), S. 252-273
- Burge, T. (1979), "Individualism and the Mental", in: P.A. French, T.E. Uehling jr., H.K. Wettstein (eds.), *Midwest Studies in Philosophy IV, Metaphysics*, Minneapolis, S. 73-121
- Carnap, R. (1947), *Meaning and Necessity*, Chicago, 2. erw. Aufl. 1956; dt. Übers.: *Bedeutung und Notwendigkeit*, Wien 1972
- Carnap, R.(1963), "Intellectual Autobiography", in: P.A. Schilpp (Hg.), *The Philosophy of Rudolf Carnap*, La Salle, Ill., S. 3-84
- Chomsky, N. (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge, Mass.; dt. Übers.: *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt a.M., 1969
- Chomsky, N. (1986), *Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use*, New York
- Cresswell, M. (1973), *Logics and Languages*, London; dt. Übers.: *Die Sprache der Logik und die Logik der Sprache*, Berlin 1979
- Dahms, H.J. (1987), "Die Emigration des Wiener Kreises", in: F. Stadler (Hg.), *Vertriebene Vernunft (I) - Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940*, Wien 1987, S. 66-122
- Davidson, D., G. Harman (Hg.) (1972), *Semantics of Natural Language*, Dordrecht
- Davidson, D. (1984), *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford
- Devitt, M. (1981), *Designation*, New York
- Donnellan, K. (1966), "Reference and Definite Descriptions", *The Philosophical Review* 75, 281-304; dt. Übers.: "Referenz und Kennzeichnungen", in Wolf (1985), S. 179-207
- Dummett, M. (1991), *Frege - Philosophy of Mathematics*, London
- Dummett, M. (1973), *Frege - Philosophy of Language*, London, 2.Aufl. 1981
- Evans, G. (1973), "The Causal Theory of Names", *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 47, 187-208, dt. Übers.: "Die kausale Theorie der Namen", in Wolf (1985), S. 309-336

- van Fraassen, B.C. (1966), "Singular Terms, Truthvalue Gaps, and Free Logic", *Journal of Philosophy* 63, 481-495; auch in Lambert (1991), S. 82-97
- van Fraassen, B.C. (1968), "Presuppositions, Implication, and Self-Reference", *Journal of Philosophy* 65, 136-152; auch in Lambert (1991), S. 205-221.
- Frege, G. (1879), *Begriffsschrift, eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*, Halle; Nachdruck: Darmstadt 1964
- Frege, G. (1884), *Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch-mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Breslau; Nachdruck: Darmstadt 1961
- Frege, G. (1891), *Function und Begriff*, Jena; auch in Frege (1966a)
- Frege, G. (1892a), "Über Sinn und Bedeutung", *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* N.F. 98, 145-161; auch in Frege (1966a)
- Frege, G. (1892b), "Über Begriff und Gegenstand", *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie* 16, 192-205; auch in Frege (1966a)
- Frege, G. (1893, 1903), *Grundgesetze der Arithmetik, Band 1*, Jena 1893, *Band 2*, Jena 1903; Nachdruck: Darmstadt 1962
- Frege, G. (1918/19), "Der Gedanke. Eine logische Untersuchung", *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus* 1, 58-77; auch in Frege (1966b)
- Frege, G. (1966a), *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, hg. von G. Patzig, Göttingen, 2. Aufl.
- Frege, G. (1966b), *Logische Untersuchungen*, hg. von G. Patzig, Göttingen, 2. Aufl.
- Gazdar, G. (1979), *Pragmatics*, London
- Grewendorf, G., F. Hamm, W. Sternefeld (1987), *Sprachliches Wissen*, Frankfurt a.M.
- Grice, H.P. (1957), "Meaning", *Philosophical Review* 66, 377-388; dt. Übers.: "Intendieren, Meinen, Bedeuten", in: Meggle (1979), S. 2-15
- Grice, H.P. (1975), "Logic and Conversation", in: P. Cole, J. Morgan (Hg.), *Syntax and Semantics, Vol. 3*, New York, S. 41-58; dt. Übers.: "Logik und Konversation", in: Meggle (1979), S. 243-265
- Jeffrey, R.C. (1965), *The Logic of Decision*, Chicago, 2. Aufl. 1983
- Kaplan, D. (1977), "Demonstratives. An Essay on the Semantics, Logic, Metaphysics and Epistemology of Demonstratives and Other Indexicals", Manuskript 1977, erschienen in: Almog et al. (1989), S. 481-563
- Kaplan, D. (1979), "On the Logic of Demonstratives", *Journal of Philosophical Logic* 8, 81-98
- Kaplan, D. (1989), "Afterthoughts", in Almog et al. (1989), S. 565-614
- Kaplan, D. (1990/91), "Words", *Proceedings of the Aristotelian Society*, 93-119
- Kripke, S.A. (1972), "Naming and Necessity", in Davidson, Harman (1972), S. 253-355; erw. Buchausgabe: Oxford 1980; dt. Übers. davon: *Name und Notwendigkeit*, Frankfurt a.M. 1981

- Kripke, S.A. (1977), "Speakers's Reference and Semantic Reference", P.A. French, T.E. Uehling jr., H.K. Wettstein (eds.), *Midwest Studies in Philosophy, Band 2*, Minneapolis, S. 255-276; dt. Übers.: "Sprecher-Referenz und semantische Referenz", in Wolf (1985), S. 208-251
- Kripke, S.A. (1979), "A Puzzle About Belief", in: A. Margalit (Hg.), *Meaning and Use*, Dordrecht, S. 239-283
- von Kutschera, F. (1976), *Einführung in die intensionale Semantik*, Berlin
- Lambert, K. (Hg.) (1991), *Philosophical Applications of Free Logic*, Oxford
- Lewis, D. (1969), *Convention: A Philosophical Study*, Cambridge, Mass.; dt. Übers.: *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung*, Berlin 1975
- Lewis, D. (1970), "General Semantics", *Synthese* 22, 18-67; auch in Davidson, Harman (1972), S. 169-218
- Lewis, D. (1972), *Counterfactuals*, Oxford
- Lewis, D. (1980), "Index, Context, and Content", in: S. Kanger, S. Öhman (Hg.), *Philosophy and Grammar*, Dordrecht, S. 79-100
- Lewis, D. (1986), *On the Plurality of Worlds*, Oxford
- Link, G. (1979), *Montague-Grammatik*, München
- Locke, J. (1689), *An Essay Concerning Human Understanding*; dt. Übers.: *Versuch über den menschlichen Verstand*, Hamburg, 4. Aufl., 1981
- McCulloch, G. (1989), *The Game of the Name. Introducing Logic, Language and Mind*, Oxford
- Meggle, G. (Hg.) (1979), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M.
- Mill, J.S. (1843), *A System of Logic*, London
- Montague, R. (1974), *Formal Philosophy*, New Haven
- Morris, C.W. (1946), *Signs, Language, and Behavior*, New York
- Putnam, H. (1975), "The Meaning of 'Meaning'", in: H. Putnam, *Mind, Language, and Reality. Philosophical Papers Vol. 2*, Cambridge, S. 215-271; dt. Übers.: "Die Bedeutung von 'Bedeutung'", Frankfurt a.M. 1978
- Quine, W.V.O. (1960), *Word and Object*, Cambridge, Mass.; dt. Übers.: *Wort und Gegenstand*, Stuttgart 1980
- Quine, W.V.O. (1974), *The Roots of Reference*, La Salle, Ill.; dt. Übers.: *Die Wurzeln der Referenz*, Frankfurt a.M. 1976
- Raiffa, H. (1968), *Decision Analysis. Introductory Lectures on Choices under Uncertainty*, Reading, Mass.; dt. Übers.: *Einführung in die Entscheidungstheorie*, München 1973
- Russell, B. (1905), "On Denoting", *Mind* 14 (1905) 479-493; auch in: B. Russell, *Logic and Knowledge. Essays 1901 -1950*, hg. von R.C. Marsh, London 1956; dt. Übers.: "Kennzeichnen", in: W. Stegmüller (Hg.), *Das Universalien-Problem*, Darmstadt 1978, S. 21-40

- Russell, B. (1957), "Mr. Strawson on Referring", *Mind* 66, 385-389; dt. Übers.: "Strawsons Bemerkungen über Referenz", in Wolf (1985), S. 127-134
- Russell, B. (1967-69), *The Autobiography of Bertrand Russell*, Band 1, 1967, Band 2, 1968, Band 3, 1969, London
- von Savigny, E. (1983), *Zum Begriff der Sprache*, Stuttgart
- Schleiermacher, F.D.E. (1959), *Hermeneutik, nach den Handschriften*, hg. von H. Kimmmerle, Heidelberg
- Searle, J.R. (1958), "Proper Names", *Mind* 67, 166-173
- Stalnaker, R.C. (1974), "Pragmatic Presuppositions", in: M.K. Munitz, P.K. Unger (Hg.), *Semantics and Philosophy*, New York, S. 197-230
- Stalnaker, R.C. (1978), "Assertion", in: P.Cole (Hg.), *Syntax and Semantics, Vol. 9, Pragmatics*, New York, S. 315-332
- Stalnaker, R.C. (1987a), "Belief Attribution and Context", in: R. Grimm, D. Merrill (Hg.), *Contents of Thought*, Tucson, S. 140-156
- Stalnaker, R.C. (1987b), "Semantics for Belief", *Philosophical Topics* 1, 177-190
- Stegmüller, W. (1979), *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Band II*, Stuttgart, 6. Aufl.
- Strawson, P.F. (1950), "On Referring", *Mind* 59, 320-344, dt. Übers.: "Über Referenz", in Wolf (1985), S. 94-126
- Strawson, P.F. (1959), *Individuals*, London; dt. Übers.: *Einzelding und logisches Subjekt*, Stuttgart 1972
- Strawson, P.F. (1966), *The Bounds of Sense*, London; dt. Übers.: *Die Grenzen des Sinns*, Königstein/Ts. 1981
- Tarski, A. (1935), "Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen", *Studia Philosophica* 1; engl. Übers. in: A. Tarski, *Logic, Semantics, Metamathematics*, Oxford 1956
- Wittgenstein, L. (1953), *Philosophical Investigations*, Oxford, 2. Aufl. 1958; dt. Ausgabe: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M. 1960
- Wolf, U. (Hg.) (1985), *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*, Frankfurt a.M.